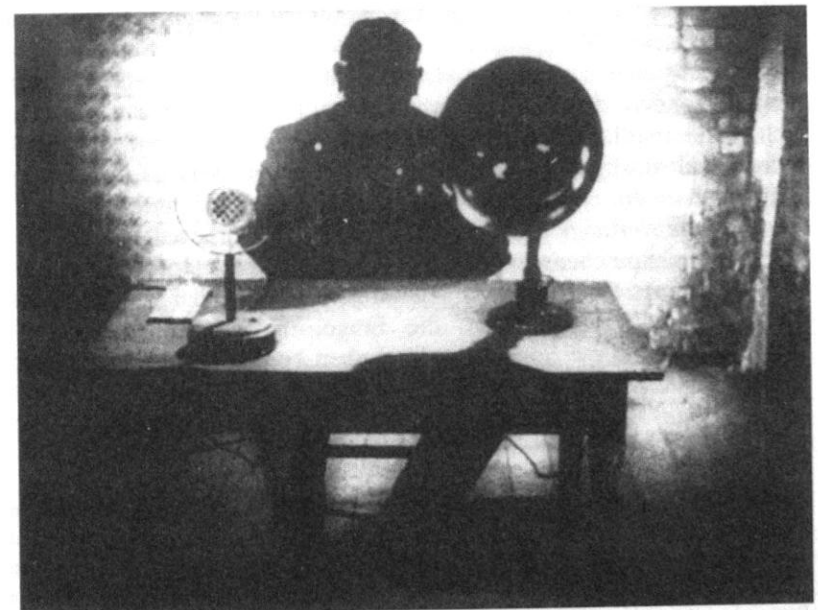


4. **20. November 1923**
Postulate der Linguistik



Gefüge der Befehlsausgabe

I. "SPRACHE IST INFORMATIV UND KOMMUNIKATIV."

Eine Lehrerin, die einen Schüler abfragt, informiert sich nicht; ebensowenig informiert sie sich, wenn sie eine Grammatik- oder Rechenregel lehrt. Sie "unterweist", sie gibt Anordnungen, sie kommandiert. Die Anordnungen eines Lehrers sind dem, was er uns lehrt, nicht äußerlich und werden ihm nicht hinzugefügt. Sie können nicht aus ersten Signifikationen abgeleitet werden und sind nicht die Folge von Informationen: ein Befehl beruht immer und in jedem Fall auf Befehlen, deshalb ist der Befehl redundant. Die Maschine der Schulpflicht übermittelt keine Informationen, sondern drängt dem Kind semiotische Koordinaten auf, mit all den dualen Grundlagen der Grammatik (männlich-weiblich, Substantiv-Verb, Singular-Plural, Subjekt der Aussage-Subjekt der Äußerung etc.). Die Grundeinheit der Sprache — die Aussage — ist der Befehl oder das Kennwort, die Parole. Anstatt den gesunden Menschenverstand zu definieren, also das Vermögen, das die Informationen zentralisiert, sollte man eher jene scheußliche Fähigkeit definieren, die darin besteht, Befehle auszugeben, zu empfangen und zu übermitteln. Die Sprache ist nicht einmal dazu da, um geglaubt zu werden, sondern um zu gehorchen und Gehorsam zu verschaffen. "Die Baronin hat nicht die geringste Absicht, mich von ihrer Redlichkeit zu überzeugen, sie weist mich schlicht darauf hin, daß sie es vorzöge, wenn ich so täte, als ob ich ihr glaubte."¹ Das wird recht deutlich an Verlautbarungen der Polizei oder der Regierung, in denen man sich nur wenig um Wahrscheinlichkeit oder Wahrhaftigkeit bemüht, sondern deutlich sagt, was man zu beachten hat und was man sich merken soll. Die Gleichgültigkeit dieser Erklärungen gegenüber jeder Glaubwürdigkeit grenzt oft an Provokation. Das ist der Beweis dafür, daß es um etwas anderes geht. Man sollte es sich klarmachen: die Sprache verlangt nicht mehr. Spengler notiert, daß die Grundformen des Sprechens weder die Aussage eines Urteils noch der Ausdruck eines Gefühls sind, "sondern der Befehl, der Ausdruck des Gehorsams, die Feststellung, die Frage, die Bejahung, die Verneinung", also kurze Sätze, die das Leben bestimmen und nicht von großen Unternehmungen oder Arbeiten getrennt werden können:

1. Georges Darien, *L'épaulette*, Paris 1973, S. 435. Oder auch Zola in *Das Tier im Menschen*, übers. von G. Krüger, München 1977, S. 212: "Und dies sagte sie nicht, um ihn selber zu überzeugen, sondern einzig und allein, um ihn zu warnen, daß sie in den Augen der anderen unschuldig sein müsse." Diese Art von Sätzen scheint uns für den Roman im allgemeinen viel charakteristischer zu sein als der informative Satz: "Um fünf Uhr verließ die Marquise das Haus" (vgl. Paul Valéry, sowie Natalie Sarraute, *Zeitalter des Argwohns*, übers. von Kyra Stromberg, Köln 1965, S. 49).

"Fertig? Ja! Anfangen!"² Wörter sind keine Werkzeuge; aber man gibt den Kindern Sprache, Schreibstifte und Hefte, so wie man den Arbeitern Hacken und Schaufeln gibt. Eine Grammatikregel ist in erster Linie eine Markierung der Macht, und erst dann eine syntaktische Markierung. Der Befehl oder das Kennwort, die Parole ist nicht von vorherigen Signifikationen abhängig, und auch nicht von einer vorherigen Organisation distinktiver Einheiten. Es ist umgekehrt. Die Information ist nur das äußerste Minimum, das für die Ausgabe, Übermittlung und Beachtung von Anordnungen in Form von Befehlen notwendig ist. Man braucht nur soweit informiert zu sein, daß man *Waffe* nicht mit *Waffel* verwechselt oder die mißliche Situation von Lehrer und Schüler bei Lewis Carroll vermeiden kann (der Lehrer stellt oben im Treppenhaus eine Frage, die von Dienern übermittelt und auf jeder Etage verunstaltet wird, während der Schüler unten im Hof eine Antwort gibt, die ihrerseits auf dem Rückweg erneut verdreht wird). Sprache ist nicht das Leben, sie gibt dem Leben Befehle; das Leben spricht nicht, es hört zu und wartet.³ In jedem Befehl — auch in dem eines Vaters an seinen Sohn, ist eine kleine Todesdrohung enthalten — ein Urteil, wie Kafka sagen würde.

Das Schwierige dabei ist, den Stellenwert und die Tragweite des Befehls zu bestimmen. Es geht nicht um einen Ursprung der Sprache, da der Befehl nur eine Sprach-Funktion ist, eine Funktion, die zur Sprache gehört. Wenn die Sprache immer Sprache voraussetzen scheint, und wenn man für sie keinen nicht-sprachlichen Ausgangspunkt festmachen kann, so liegt das daran, daß die Sprache sich nicht zwischen etwas Gesehenem (oder Gefühltem) und etwas Gesagtem bildet, sondern daß sie immer von einem Sagen zum nächsten geht. So gesehen glauben wir nicht daran, daß eine Erzählung darin besteht, zu kommunizieren, was man gesehen hat, sondern zu übermitteln, was man gehört hat und was einem ein anderer gesagt hat. Vom Hörensagen. Es genügt nicht einmal, eine durch Leidenschaft verzerrte Sichtweise zu beschwören. Die "erste" Sprache oder vielmehr die erste Bestimmung, die die Sprache erfüllt, ist nicht die Trope oder Metapher, sondern die *indirekte Rede*. Die Wichtigkeit, die man der Metapher oder der Metonymie beilegen wollte, ist für das Studium der Sprache verheerend. Metaphern und Metonymien sind ausschließlich Wirkungen, die nur dann zur Sprache gehören, wenn man bereits eine indirekte Rede voraussetzt. Es gibt viele Leidenschaften in einer

2. Oswald Spengler, *Der Mensch und die Technik*, München 1931, S. 42-43.

3. Brice Parain, *Sur la dialectique*, Paris 1953. Parain entwickelt eine Theorie der "Supposition" oder des Vorausgesetzten in der Sprache, im Verhältnis zu diesen Befehlen, die dem Leben gegeben werden; aber er sieht darin weniger eine Macht im politischen Sinn als eine Pflicht im moralischen Sinn.

Leidenschaft und alle möglichen Stimmen in einer Stimme, ein regelrechtes Stimmengewirr, eine Glossolalie. Aus diesem Grunde ist jede Rede, jeder Diskurs, indirekt; und die der Sprache eigene Translation ist die der indirekten Rede.⁴ Benveniste bestreitet, daß die Biene eine Sprache hat, auch wenn sie über eine organische Codierung verfügt und sogar Tropen benutzt. Sie hat keine Sprache, weil sie zwar in der Lage ist, zu kommunizieren, was sie gesehen hat, aber nicht übermitteln kann, was man ihr mitgeteilt hat. Eine Biene, die ein lohnendes Ziel gefunden hat, kann die Botschaft an diejenigen weitergeben, die es nicht gesehen haben; aber eine Biene, die selber nichts gesehen hat, kann die Information nicht an andere weitergeben, die auch nichts gesehen haben.⁵ Sprache beschränkt sich nicht darauf, von einem Ersten zu einem Zweiten weiterzugehen, von jemandem, der etwas gesehen hat, zu jemandem, der nichts gesehen hat, sondern sie geht zwangsläufig vom Zweiten zu einem Dritten weiter, die beide nichts gesehen haben. In diesem Sinne ist die Sprache eine Transmission des Wortes, das wie ein Befehl oder eine Parole weitergegeben wird, und nicht die Übermittlung eines Zeichens als Information. Sprache ist eine Karte und keine Kopie. Aber wodurch wird das Kennwort zu einer koextensiven Funktion von Sprache, während das Kommando oder die Anordnung auf einen begrenzten Typus von expliziten grammatischen Sätzen zu verweisen scheint, die durch den Imperativ gekennzeichnet sind?

Die berühmten Thesen von Austin machen deutlich, daß es zwischen Handeln und Sprechen nicht nur verschiedene extrinsische Beziehungen gibt, so daß zum Beispiel eine Aussage eine Handlung in indikativer Weise beschreiben oder sie in imperativer Weise provozieren kann, etc. Es gibt auch intrinsische Beziehungen zwischen dem Sprechen und bestimmten Handlungen, die man begeht, indem man sie ausspricht (der Performativ: ich schwöre, indem ich sage "ich schwöre es"), und allgemeiner zwischen dem Sprechen und bestimm-

4. Vor allem zwei Autoren haben auf die Bedeutung der indirekten Rede hingewiesen, insbesondere in ihrer sogenannten "freien" Form, aus der Sicht einer Theorie der Äußerung, die über die traditionellen linguistischen Kategorien hinausgeht: V. N. Volosinov [d. i. M. Bachtin] (für das Russische, Deutsche und Französische), *Marxismus und Sprachphilosophie*, hrsg. von S. Weber, Frankfurt-Berlin-Wien 1975; und P. P. Pasolini für das Italienische, *Ketzererfahrungen, "Empirismo eretico". Schriften zu Sprache, Literatur und Film*, übers. von Reimar Klein, München-Wien 1969. Wir benutzen hier auch eine unveröffentlichte Studie von J.-P. Bamberger mit dem Titel "Les formes du discours indirect dans le cinéma, muet et parlant".

5. Émile Benveniste, *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*, übers. von W. Bolle, München 1974, S. 74: "Man hat nicht festgestellt, daß eine Biene etwa einem anderen Bienenvolk die Nachrichten überbrächte, die sie innerhalb des ihrigen erhalten hat, was eine Art von Fernübermittlung oder Relaisstation darstellen würde."

ten Handlungen, die man begeht, indem man spricht (das Delokutivum: ich frage, indem ich sage "was ist...?", ich verspreche etwas, indem ich sage "ich liebe dich...", ich befehle etwas, indem ich den Imperativ verwende, etc.). Eben diese im Sprechen enthaltenen Handlungen, diese immanenten Beziehungen zwischen Aussagen und Handlungen, hat man als *implizit oder nicht-diskursiv Vorausgesetztes* bezeichnet, im Unterschied zu den immer erklärbaren Unterstellungen, bei denen eine Aussage auf andere Aussagen oder auch auf eine äußere Handlung verweist (Ducrot). Die Herausarbeitung der Sphäre des Performativs und der viel größeren Sphäre des Delokutivums hatte bereits drei wichtige Konsequenzen: 1.) Die Unmöglichkeit, Sprache als einen Code zu begreifen, da ein Code die Voraussetzung ist, die eine Erklärung möglich macht; und die Unmöglichkeit, das Sprechen als Übermittlung von Informationen zu begreifen: befehlen, fragen, versprechen und bestätigen bedeutet nicht, über eine Anordnung, einen Zweifel, ein Versprechen oder eine Behauptung zu informieren, sondern spezifische immanente und zwangsläufig implizite Handlungen auszuführen. 2.) Die Unmöglichkeit, eine Semantik, eine Syntaktik oder gar eine Phonematik als wissenschaftliche Zonen der Sprache zu definieren, die unabhängig von der *Pragmatik* wären; die Pragmatik ist keine "Kläranlage" mehr, pragmatische Bestimmungen sind nicht mehr der Alternative unterworfen, entweder ins Außen der Sprache zurückzufallen oder den expliziten Bedingungen zu entsprechen, unter denen sie syntaktisiert oder semantisiert werden; die Pragmatik wird im Gegenteil zur Voraussetzung aller anderen Dimensionen und dringt überall ein. 3.) Die Unmöglichkeit, die Unterscheidung von Sprache und Sprechen aufrechtzuerhalten, da das Sprechen nicht mehr durch die einfache individuelle und äußerliche Verwendung einer ersten Signifikation oder durch die variable Anwendung einer vorhergehenden Syntax definiert werden kann: Bedeutung und Syntax der Sprache lassen sich im Gegenteil nicht unabhängig von den Sprechakten definieren, die sie voraussetzt.⁶

Es ist kaum einzusehen, wie man aus Sprechakten oder impliziten

6. William Labov hat den Widerspruch oder zumindest das Paradox aufgezeigt, auf das die Unterscheidung von Sprache und Sprechen hinausläuft: man definiert die *langue* als "gesellschaftlichen Teil" der *language*, man führt das Sprechen [*parole*] auf individuelle Variationen zurück; aber da der gesellschaftliche Teil in sich geschlossen ist, folgt daraus zwangsläufig, daß ein einziges Individuum, unabhängig von allen äußeren Gegebenheiten, als Beleg für die *langue* genügen würde, während das Sprechen nur im gesellschaftlichen Kontext sichtbar wäre. Von Saussure bis Chomsky handelt es sich immer um dasselbe Paradox: "der gesellschaftliche Aspekt der Sprache läßt sich in der Intimität eines Büros studieren, während ihr individueller Aspekt eine Untersuchung inmitten der Gemeinschaft verlangt" (*Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia 1972, S. 186).

Voraussetzungen eine Funktion machen kann, die koextensiv zur Sprache ist. Das kann man um so weniger verstehen, wenn man vom Performativ ausgeht (das, was man macht, indem man "es" sagt), um durch Erweiterung bis zum Delokutivum zu gelangen (das, was man macht, wenn man spricht). Denn man kann diese Erweiterung immer verhindern und den Performativ in sich selber blockieren, indem man ihn durch semantische Eigenheiten und spezielle Syntaktiken erklärt, die jeden Rückgriff auf eine verallgemeinerte Pragmatik vermeiden. So verweist der Performativ nach Benveniste nicht auf Handlungen, sondern im Gegenteil auf die Eigenheit von *auto-referentiellen* Termen (die echten Personalpronomen ICH, DU..., die als *shifters* definiert werden). Daher legt eine Struktur der Subjektivität oder der vorhergehenden Intersubjektivität in der Sprache ausreichend von Sprechakten Rechenschaft ab, anstatt sie voranzusetzen.⁷ Die Sprache wird hier somit eher als kommunikativ denn als informativ definiert, und diese Subjektivität, diese im eigentlichen Sinne sprachliche Subjektivierung erklärt alles andere, das heißt alles, was man ins Leben ruft, indem man "es" sagt. Aber es fragt sich, ob subjektive Kommunikation ein besserer linguistischer Begriff ist als ideale Information. Oswald Ducrot hat die Gründe aufgeführt, die ihn dazu gebracht haben, das Schema von Benveniste umzukehren: nicht das Phänomen der Auto-Referenz beschreibt den Performativ, sondern umgekehrt "die Tatsache, daß bestimmte Aussagen gesellschaftlich dazu dienen, bestimmte Handlungen zu vollenden". Und genau diese Tatsache erklärt die Auto-Referenz. Der Performativ erklärt sich selber durch das Delokutivum, und nicht umgekehrt. Das Delokutivum schafft die impliziten oder nicht-diskursiven Voraussetzungen. Und das Delokutivum erklärt sich seinerseits durch kollektive Gefüge der Äußerung, durch juristische Handlungen, durch Äquivalente von juristischen Handlungen, die den Prozeß der Subjektivierung oder die Zuordnungen von Subjekten in der Sprache verbreiten und weit davon entfernt sind, von ihnen abhängig zu sein. Kommunikation ist kein besserer Begriff als Information, Intersubjektivität ist nicht besser geeignet als Signifikanz, um diese Gefüge von "Aussagen-Handlungen" zu beschreiben, die in jeder Sprache die Rolle und den Anteil von subjektiven Morphemen bewerten.⁸ (Man wird sehen, daß die Analyse

7. Benveniste, *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*, a.a.O., Teil V; über die Eliminierung des Delokutivums siehe S. 308ff.

8. Oswald Ducrot, *Dire et ne pas dire*, Paris 1972, S. 70-80 (und "De Saussure à la philosophie du langage", Vorwort zur französischen Ausgabe von J. R. Searles *Speech Acts, Actes de langage*, Paris 1972). Ducrot stellt die linguistischen Begriffe der Information, des Codes, der Kommunikation und der Subjektivität in Frage. Er entwickelt eine Theorie der "sprachlichen Präsupposition" oder des nicht-diskursiven

der indirekten Rede diese Anschauung bestätigt, da die Subjektivierungen hier nicht primär sind, sondern aus einem komplexen Gefüge hervorgehen.)

Als *Befehle* oder *Kennworte* bezeichnen wir nicht eine spezielle Kategorie von expliziten Aussagen (zum Beispiel im Imperativ), sondern die Beziehung jedes Wortes oder jeder Aussage zu impliziten Voraussetzungen, das heißt zu Sprechakten, die sich in der Aussage vollenden und sich nur in ihr vollenden können. Befehle beziehen sich also nicht nur auf Anordnungen, sondern auf alle Handlungen, die durch eine "gesellschaftliche Verpflichtung" mit Aussagen verbunden sind. Es gibt keine Aussage, die diese Bindung nicht direkt oder indirekt darstellt. Eine Frage oder ein Versprechen sind Kennworte. Sprache kann nur durch die Gesamtheit aller Kennwörter definiert werden, durch implizite Voraussetzungen oder Sprechakte, die in einer Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt im Umlauf sind.

Die Beziehung zwischen Aussage und Handlung ist innerlich, immanent, aber es gibt keine Identität. Es ist vielmehr eine Beziehung der *Redundanz*. Der Befehl ist an sich eine Redundanz der Handlung und der Aussage. Zeitungen, Nachrichten gehen mit Redundanz vor, da sie uns sagen, was man denken, festhalten, erwarten etc. "muß". Sprache ist weder informativ noch kommunikativ, sie ist keine Übermittlung von Information, sondern — und das ist etwas ganz anderes — eine Transmission von Befehlen oder Parolen, entweder von einer Aussage zur nächsten oder im Inneren jeder Aussage, insofern eine Aussage eine Handlung vollendet und die Handlung sich in der Aussage vollendet. Das allgemeinste Schema der Informatik stellt eine ideale Maximalinformation an den Anfang und macht aus der Redundanz eine schlichte eingrenzende Bedingung, die dieses theoretische Maximum verringert, um zu verhindern, daß es völlig vom Rauschen überdeckt wird. Wir sagen dagegen, das Erste ist die Redundanz des Befehls, und die Information ist nur die Minimalvoraussetzung für die Transmission von Befehlen (daher soll man nicht Rauschen und Information als Gegensätze auffassen, sondern alle Unregelmäßigkeiten, die in der Sprache am Werk sind, den Befehl oder das Kennwort als Regelmäßigkeit oder "Grammatikalität"). Redundanz hat zwei Formen, *Frequenz und Resonanz*, wobei die erste die Signifikanz der Information betrifft und die zweite (ICH = ICH) die Subjektivität der Kommunikation. Und was gerade aus dieser Sicht deutlich wird, ist die Unterordnung der Information und der Kommunikation, ja sogar

Impliziten, im Gegensatz zum diskursiven und abgeschlossenen Impliziten, das sich noch auf einen Code bezieht. Er konstruiert eine Pragmatik, die die ganze Linguistik durchdringt und neigt zu einer Untersuchung von Gefügen der Äußerung, die aus "juristischer", "polemischer" oder "politischer" Sicht betrachtet werden.

der Signifikanz und der Subjektivierung unter die Redundanz. Es kommt vor, daß Information und Kommunikation getrennt werden; es kommt auch vor, daß eine abstrakte Signifikanz von der Information und eine abstrakte Subjektivierung von der Kommunikation gelöst wird. Aber nichts von all dem gibt uns eine primäre oder implizite Form der Sprache. Es gibt keine Signifikanz, die von herrschenden Signifikationen unabhängig wäre, und keine Subjektivierung, die von einer bestehenden Ordnung der Unterwerfung unabhängig wäre. Beide sind abhängig von der Art und von der Übermittlung von Befehlen oder Parolen in einem gegebenen gesellschaftlichen Bereich.

Es gibt weder eine individuelle Äußerung noch ein Subjekt der Äußerung. Dennoch gibt es relativ wenig Linguisten, die den zwangsläufig gesellschaftlichen Charakter der Äußerung untersucht haben.⁹ Das liegt daran, daß dieses Merkmal allein nicht ausreicht und Gefahr läuft, immer noch äußerlich zu bleiben: deshalb wird zu viel oder zu wenig darüber gesagt. Der gesellschaftliche Charakter der Äußerung kann intern nur begründet werden, wenn man aufzeigen kann, wie die Äußerung von sich aus auf *kollektive Gefüge* verweist. Es wird dann klar, daß es eine Individuation der Aussage und eine Subjektivierung der Äußerung nur in dem Maße gibt, in dem das unpersönliche kollektive Gefüge sie fordert und determiniert. Gerade darin liegt der exemplarische Wert der indirekten Rede *und vor allem der "freien indirekten Rede"*: es gibt keine fest umrissenen Konturen, und vor allem gibt es keine Einführung von unterschiedlich individuierten Aussagen, keinen Zusammenschluß von verschiedenen Subjekten der Äußerung, sondern ein kollektives Gefüge, das in seiner Konsequenz die jeweiligen Prozesse der Subjektivierung, die Zuweisungen von Individualität und ihre wechselnde Verteilung in der Rede oder im Diskurs determiniert. Nicht die Unterscheidung von Subjekten erklärt die indirekte Rede, sondern das Gefüge — wie es frei in der Rede auftaucht — erklärt alle Stimmen, die in einer Stimme vorhanden sind, Ausrufe von jungen Mädchen in einem Monolog von Charlus, Sprachen in einer Sprache oder Befehle in einem Wort. Der amerikanische Mörder "Son of Sam" tötete unter dem Einfluß der Stimme eines Vorfahren, die allerdings selber durch die Stimme eines Hundes übermittelt wurde. Der Begriff eines kollektiven Gefüges der Äußerung wird zum wichtigsten Begriff, da er den gesellschaftlichen Charakter einbezieht. Sicher können wir das kollektive Gefüge durch

9. Bachtin und Labov haben in unterschiedlicher Weise die gesellschaftliche Eigenart der Äußerung hervorgehoben. Dadurch setzen sie sich nicht nur vom Subjektivismus, sondern auch vom Strukturalismus ab, da dieser das System der Sprache auf die Auffassungsgabe eines idealen Individuums zurückführt, und die gesellschaftlichen Faktoren auf die tatsächlichen Individuen, insofern sie sprechen.

den redundanten Komplex der Handlung und der Aussage definieren, durch den es notwendigerweise vollendet wird. Aber damit haben wir wiederum nur eine nominale Definition; und wir sind nicht einmal in der Lage, unsere vorherige Position zu rechtfertigen, der zufolge Redundanz sich nicht auf eine einfache Identität reduzieren läßt (oder der zufolge es keine schlichte Identität von Aussage und Handlung gibt). Wenn man zu einer tatsächlichen Definition des kollektiven Gefüges kommen will, muß man fragen, worin die der Sprache immanenten Handlungen bestehen, die mit den Aussagen eine Redundanz oder Parolen bilden.

Es hat den Anschein, daß diese Handlungen durch die Gesamtheit von *körperlosen Transformationen* definiert werden können, die in einer Gesellschaft im Umlauf sind und zu den Körpern dieser Gesellschaft *hinzukommen*. Wir können dem Wort Körper einen ganz allgemeinen Sinn geben (es gibt moralische Körper, Seelen sind Körper, etc.); wir müssen allerdings das Tun und Erleiden, von denen diese Körper affiziert werden, von Handlungen unterscheiden, die nur körperlose Attribute oder "der Ausdruck" einer Aussage sind. Wenn Ducrot sich fragt, worin eine Handlung besteht, stößt er genau auf das juristische Gefüge, und als Beispiel führt er das Urteil eines Richters an, das einen Angeklagten in einen Verurteilten verwandelt. Was vorher geschieht, das Verbrechen, dessen man jemanden beschuldigt, und was hinterher geschieht, die Bestrafung des Verurteilten, sind Tun-Erleiden, von dem Körper affiziert werden (der Körper des Eigentums, der Körper des Opfers, der Körper des Verurteilten, der Körper des Gefängnisses); aber die Verwandlung des Angeklagten in einen Verurteilten ist eine reine unmittelbare Handlung oder ein körperloses Attribut, das der Ausdruck des richterlichen Urteils ist.¹⁰ Krieg und Frieden sind Zustände oder Vermischungen von ganz unterschiedlichen Körpern; aber der Erlaß zur allgemeinen Mobilmachung drückt eine körperlose und unmittelbare Transformation von Körpern aus. Körper haben ein Alter, eine Reife, sie werden älter; aber Volljährigkeit, Ruhestand, diese oder jene Altersklasse sind körperlose Transformationen, die den Körpern in dieser oder jener Gesellschaft direkt hinzugefügt werden. "Du bist kein Kind mehr...": diese Aussage

10. Ducrot, a.a.O., S. 77: "Ein Tun als Verbrechen (Diebstahl, Vertrauensbruch, Erpressung etc.) zu werten, bedeutet, in dem Sinne, den wir diesem Term geben, nicht, es als eine *Handlung* darzustellen, denn die juristische Situation der Schuldhaftigkeit, die ein Verbrechen definiert, soll aus diesen oder jenen weiteren Konsequenzen der beschriebenen Aktivität hervorgehen: diese Aktivität wird deswegen als strafwürdig angesehen, weil sie dem anderen schadet, der Ordnung, der Gesellschaft, etc. Die Aussage, das Aussprechen eines Urteils durch einen Richter kann dagegen als eine juristische Handlung angesehen werden, da zwischen der Rede des Richters und der Verwandlung des Angeklagten in einen Verurteilten kein weiterer Faktor interveniert."

bezieht sich auf eine körperlose Transformation, auch wenn sie etwas über Körper aussagt und sich in ihr Tun und Erleiden einfügt. Die körperlose Transformation ist an ihrer Direktheit, an ihrer Unmittelbarkeit zu erkennen, an der Gleichzeitigkeit der Aussage, die sie ausdrückt, und der Wirkung, die sie hervorruft; deswegen sind Befehle oder Kennworte streng datiert, nach Stunde, Minute und Sekunde, und sie sind gültig, sobald sie datiert sind. Die Liebe ist eine Vermengung von Körpern, die durch einen Pfeil dargestellt werden kann, der ein Herz durchbohrt, durch eine Vereinigung der Seelen, etc.; aber die Erklärung "Ich liebe dich" drückt ein nicht-körperliches Attribut von Körpern aus, und zwar des Liebenden und der Geliebten. Brot essen und Wein trinken sind Vermischungen von Körpern; auch mit Christus kommunizieren ist eine Vermischung von eigentlich geistigen, aber ebenso "realen" Körpern. Aber die Verwandlung des Körpers von Brot und Wein in den Leib und das Blut von Christus ist der reine Ausdruck einer Aussage, die zu den Körpern hinzukommt. Die Drohung eines Luftpiraten, der bei einer Flugzeugentführung mit einem Revolver herumfuchelt, ist offensichtlich eine Aktion; ebenso die Hinrichtung von Geiseln, wenn sie denn stattfindet. Aber die Transformation von Passagieren in Geiseln und des Flugzeug-Körpers in einen Gefängnis-Körper ist eine unmittelbare, körperlose Transformation, ein *mass-media act* in dem Sinne, in dem die Engländer vom *speech-act* reden. Befehle oder Gefüge der Äußerung in einer gegebenen Gesellschaft, kurz das Delokutivum, bezeichnen diese unmittelbare Beziehung zwischen Aussagen und körperlosen Transformationen oder nicht-körperlichen Attributen, die sie ausdrücken.

Dieses plötzliche Auftauchen des Befehls oder der Parole, die bis ins Unendliche projiziert oder an den Ursprung der Gesellschaft gestellt werden kann, ist sehr seltsam: so ist zum Beispiel bei Rousseau der Übergang vom Naturzustand zum Gesellschaftszustand so etwas wie ein Sprung auf der Stelle, eine körperlose Transformation, die in der Stunde Null geschieht. Die reale Geschichte erzählt gewiß von den Aktionen und Passionen der Körper, die sich in einem gesellschaftlichen Bereich entwickeln, sie kommuniziert sie in einer bestimmten Weise; aber sie übermittelt auch die Befehle, das heißt, die reinen Handlungen, die sich in diese Entwicklung hineinschieben. Die Geschichte kann sich nicht von Daten befreien. Vielleicht zeigen die Ökonomie oder die Finanzanalyse am besten das Vorhandensein und das plötzliche Auftauchen dieser entscheidenden Handlungen in einem Gesamtprozeß (aus diesem Grunde sind Aussagen sicherlich kein Bestandteil der Ideologie, sondern bereits in dem vorausgesetzten Bereich der Basis wirksam). Die galoppierende Inflation in Deutschland nach 1918 war ein Prozeß, der den Geldkörper und viele andere Körper in Mitleidenschaft zog; aber die Gesamtheit der "Umstände"

machte plötzlich eine semiotische Transformation möglich, die, obwohl sie theoretisch mit dem Körper der Erde und den materiellen Aktiva verbunden wurde, dennoch eine reine Handlung oder eine körperlose Transformation war — *der 20. November 1923...*¹¹

Die Gefüge variieren unaufhörlich, sie sind ständigen Transformationen unterworfen. Zunächst muß man die Umstände berücksichtigen: Benveniste zeigt, daß es keine performative Aussage außerhalb der Umstände gibt, die sie zu einer solchen machen. Wenn irgend jemand ruft "Ich befehle die Generalmobilmachung", dann ist das eine kindische Aktion oder Schwachsinn; es ist nur dann ein Äußerungsakt, wenn es eine tatsächlich vorhandene Variable gibt, die das Recht zum Aussagen gibt. Das gilt auch für "Ich liebe dich", das keinen Sinn, kein Subjekt und keinen Empfänger hat, wenn es außerhalb der Umstände ausgesprochen wird, die sich nicht darauf beschränken, es glaubwürdig zu machen, sondern daraus ein regelrechtes Gefüge machen, eine Markierung der Macht — und zwar auch dann, wenn es sich um eine unglückliche Liebe handelt (man gehorcht immer noch aufgrund des Willens zur Macht...). Allerdings darf der allgemeine Begriff "Umstände" einen nicht zu der Annahme verleiten, daß es sich nur um äußere Umstände handelt. "Ich schwöre es" bedeutet etwas anderes, je nach dem, ob man es in der Familie, in der Schule, in einer Liebesbeziehung, in einer Geheimgesellschaft oder vor Gericht sagt: es ist nicht dieselbe Sache und auch nicht dieselbe Aussage; es ist nicht dieselbe körperliche Situation und auch nicht dieselbe körperlose Transformation. Bei Körpern spricht man von Transformation, aber sie selber ist körperlos, geschieht innerhalb der Äußerung. Es gibt hier

11. J. K. Galbraith, *Geld. Woher es kommt, wohin es geht*, dt. von K. O. von Czernicki, München-Zürich 1976, Kapitel 12 ("Der Höhepunkt der Inflation"): "Am 20. November 1923 fiel der Vorhang. Wie in Österreich ein Jahr zuvor, kam das Ende ganz plötzlich. Und wie bei der gemäßigeren französischen Inflation, ging alles erstaunlich glatt. Vielleicht endete die Inflation einfach deshalb, weil es so nicht weitergehen konnte. Ab 20. November galt die alte Reichsmark nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Eine neue Währung, die Rentenmark, wurde eingeführt (...). Die neue Währung wurde durch eine erste Hypothek auf allem Grundbesitz und anderen Immobilien des Reiches gedeckt. Dieser Gedanke hatte seinen Vorläufer in den Assignaten, doch war er in diesem Falle weniger seriös [Galbraith will damit sagen: deterritorialisier]. Im Frankreich des Jahres 1789 gab es, für alle sichtbar, den der Kirche soeben fortgenommenen Grundbesitz, gegen den die Währung ursprünglich eingetauscht werden konnte: jeder Deutsche, der sich das gleiche Recht gegenüber Ländereien in seiner Heimat angemaßt hätte, wäre für verrückt erklärt worden. Trotzdem war die Währungsreform ein Erfolg. Die Umstände kamen dabei zu Hilfe. (...) Wenn nach 1923 die bisherigen Anforderungen an den deutschen Staatshaushalt — die Reparationen und die Kosten des passiven Widerstandes — bestehengeblieben wären, hätte nichts die Mark oder ihre Reputation retten können." (S. 163-165)

Ausdrucksvariablen, die die Sprache mit dem Außen in Beziehung bringen, aber eben nur deshalb, weil sie der Sprache immanent sind. Solange die Linguistik sich an phonologische, morphologische oder syntaktische Konstanten hält, bezieht sie die Aussage auf einen Signifikanten und die Äußerung auf ein Subjekt; daher verfehlt sie das Gefüge, sie führt die Umstände auf ein Außen zurück, betrachtet die Sprache als in sich geschlossen und macht aus der Pragmatik einen Rest. Aber die Pragmatik beruft sich demgegenüber nicht einfach auf äußere Umstände: sie befreit die Ausdrucks- oder Äußerungsvariablen, die für die Sprache ebenso viele innere Gründe sind, sich nicht in sich selber einzuschließen. Wie Bachtin sagt, solange die Linguistik Konstanten extrahiert, bleibt sie unfähig, uns verständlich zu machen, wie ein Wort eine vollständige Äußerung bilden kann; man braucht ein "zusätzliches Element, das allen linguistischen Kategorien oder Bestimmungen unzugänglich bleibt", auch wenn es voll und ganz in der Theorie der Äußerung oder der Sprache enthalten ist.¹² Der Befehl oder das Kennwort ist genau die Variable, die aus dem Wort als solchem eine Äußerung macht. Das plötzliche Auftauchen des Befehls, seine Unmittelbarkeit, gibt ihm ein Variationsvermögen gegenüber den Körpern, zu denen die Transformation hinzukommt.

Pragmatik ist Sprachpolitik. Eine Studie wie die von Jean-Pierre Faye über die Entstehung von nationalsozialistischen Aussagen im gesellschaftlichen Bereich Deutschlands ist in diesem Zusammenhang beispielhaft (und kann nicht direkt auf die Entstehung von faschistischen Aussagen in Italien übertragen werden). Derartige transformative Untersuchungen beschäftigen sich mit Variationen des Befehls oder Kennwortes und mit nicht-körperlichen Attributen, die sich auf Gesellschaftskörper beziehen und immanente Handlungen bewirken. Man kann, unter anderen Voraussetzungen, ausgehend von einem Artikel Lenins mit dem Titel "Zu den Losungen" (1917), als Beispiel auch die Bildung von streng leninistischen Aussagen in der Sowjetunion anführen. Es gab bereits eine körperlose Transformation, die aus den Massen eine proletarische Klasse als Äußerungsgefüge herausgelöst hatte, bevor die Voraussetzungen für ein Proletariat als Körper gegeben waren. Ein Geniestreich der marxistischen I. Internationale, die einen neuen Typus von Klasse "erfand": Proletarier aller

12. Volosinov [= Bachtin], a.a.O., S. 175 [In der deutschen Übersetzung heißt diese Stelle: "Jenes Plus, welches das gegebene Wort in eine ganze Äußerung verwandelt, wird von ausnahmslos allen linguistischen Kategorien und Definitionen über Bord geworfen." (A.d.Ü.)] Über "die Beziehungen symbolischer Kraft" als in der Äußerung enthaltene Variablen siehe P. Bourdieu, "L'économie des échanges linguistiques", in *Linguistique et sociolinguistique, Langue française*, Mai 1977, S. 18-21.

Länder, vereinigt euch!¹³ Und um den Bruch mit den Sozialdemokraten voranzutreiben, erfand oder dekretierte Lenin noch eine weitere körperlose Transformation, die aus der proletarischen Klasse eine Avantgarde als Äußerungsgefüge herauslöste und sie der "Partei" hinzufügte, einem neuen Typus von Partei als deutlich unterschiedenem Körper, der bereit war, in einem im strengen Sinne bürokratischen Redundanzsystem aufzugehen. Ein leninistisches Wagnis oder eine Frechheit? Lenin erklärte, daß die Parole "Alle Macht den Räten" nur vom 27. Februar bis zum 4. Juli galt, um eine friedliche Entwicklung der Revolution voranzutreiben, daß sie aber nicht im Kriegszustand gelten könne; wobei der Übergang vom Frieden zum Krieg jene Transformation einschloß, die sich nicht darauf beschränkte, von den Massen zum führenden Proletariat überzugehen, sondern vom Proletariat zu einer führenden Avantgarde. Genau am 4. Juli war die Macht der Räte beendet. Man kann alle äußeren Umstände angeben: nicht nur den Krieg, sondern auch den Aufstand, der Lenin zwang, nach Finnland zu fliehen. Es ist trotzdem richtig, daß sich am 4. Juli die körperlose Transformation ankündigte, also bevor der Körper, zu dem sie hinzukam, nämlich die Partei selber, organisiert war. "Jede einzelne Losung muß aus der Gesamtheit der Besonderheiten einer bestimmten politischen Lage abgeleitet werden."¹⁴ Wenn nun eingewendet wird, daß diese Besonderheiten mit Politik und nicht mit der Linguistik zu tun haben, muß man darauf hinweisen, bis zu welchem Punkt die Politik auf die Sprache des Innen einwirkt und dabei nicht nur die Lexik verändert, sondern auch die Struktur und alle Satzglieder, während sich zugleich die Losungen ändern. Ein Ausagetypus kann nur im Zusammenhang mit seinen pragmatischen Implikationen eingeschätzt werden, das heißt in seinem Verhältnis zu den impliziten Voraussetzungen, immanenten Handlungen oder körperlosen Transformationen, die er ausdrückt und die eine neue Aufteilung zwischen den Körpern vornehmen. Die wahre Intuition besteht nicht in der grammatikalischen Urteilskraft, sondern in der Bewertung von inneren Äußerungsvariablen im Verhältnis zur Gesamtheit der Umstände:

Von expliziten Anordnungen sind wir zu Befehlen, Kennworten oder Parolen als impliziten Voraussetzungen gelangt; von diesen zu immanenten Handlungen oder körperlosen Transformationen, die sie ausdrücken; dann zu Äußerungsgefügen, deren Variablen sie sind. Da

13. Der Begriff der proletarischen Klasse selber ist von folgender Frage abhängig: Gibt es in diesem oder jenen Moment bereits ein Proletariat, und zwar als Körper (oder auch, existiert es noch immer)? Man sieht, wie die Marxisten es antizipatorisch gebrauchen, wenn sie von einem "Proletariat in den Kinderschuhen" sprechen.

14. W. I. Lenin, "Zu den Losungen", in *Ausgewählte Werke Bd. 2*, Berlin 1970, S. 218.

diese Variablen in einem bestimmten Moment in eine bestimmbar Beziehung treten, vereinigen sich die Gefüge zu einem *Zeichenregime* oder zu einer *semiotischen Maschine*. Aber es ist evident, daß eine Gesellschaft von mehreren Semiotiken durchdrungen ist und tatsächlich miteinander vermischte Zeichenordnungen hat. Mehr noch, in einem anderen Moment tauchen neue Befehle oder Parolen auf, die die Variablen variieren und noch nicht zu einem bekannten Zeichenregime gehören. Der Befehl ist also in mehrfacher Hinsicht redundant. Er ist nicht nur im Zusammenhang mit einer für ihn wesentlichen Transmission redundant, sondern auch an sich und von seiner Ausgabe an, in seiner "unmittelbaren" Beziehung zu der Handlung oder Transformation, die er bewirkt. Sogar ein Befehl, der mit einer gegebenen Semiotik bricht, ist bereits redundant. Aus diesem Grunde hat ein kollektives Äußerungsgefüge keine anderen Aussagen als die einer immer indirekten Rede. Die indirekte Rede ist die Präsenz einer Aussage, die in einer berichteten Aussage berichtet wird, die Präsenz des Befehls oder des Kennwortes im Wort. Die ganze Sprache ist eine indirekte Rede, ein indirekter Diskurs. Es ist keineswegs so, daß die indirekte Rede eine direkte Rede voraussetzt; die letztere wird vielmehr aus der ersten extrahiert, und zwar in dem Maße, in dem Operationen der Signifikanz und Subjektivierungsprozesse in einem Gefüge verbreitet, hinzugezählt oder zugeordnet werden oder in dem die Variablen des Gefüges in konstante Beziehungen treten, so vorläufig sie auch immer sein mögen. Die direkte Rede ist ein losgelöstes Massenfragment und entsteht bei der Zergliederung des kollektiven Gefüges; und dieses ist immer eine Art von Stimmengewirr, in dem ich meinen Eigennamen vernehme, ein Komplex von harmonischen oder disharmonischen Stimmen, aus dem ich meine Stimme beziehe. Ich bin immer von einem molekularen Äußerungsgefüge abhängig, das in meinem Bewußtsein nicht gegeben ist (ebensowenig wie es nur von meinen offenkundigen sozialen Determinationen abhängig ist) und das viele heterogene Zeichenregime vereint. Glossolalie. Schreiben bedeutet vielleicht, dieses Gefüge des Unbewußten an den Tag zu bringen, die flüsternden Stimmen auszuwählen, die geheimen Stämme und Idiome heraufzubeschwören, aus denen ich etwas extrahiere, das ich als Ich bezeichne. ICH ist ein Befehl oder ein Kennwort, eine Losung. Ein Schizophrener erklärt: "Ich habe Stimmen sagen hören: *Er ist sich seines Lebens bewußt*."¹⁵ In diesem Sinne gibt es schon ein schizophreneres Cogito, aber es macht aus dem Selbstbe-

15. Zitiert bei David Cooper, *Die Sprache der Verrücktheit*, übers. von Nils Lindquist, Berlin 1978, S. 27-28. Cooper kommentiert: "die Sprache des *Stimmenhörens* bedeutet, daß jemand sich einer Sache bewußt wird, die über das Bewußtsein des normalen [i. e. direkten] Diskurses hinausgeht und die daher als »anders« erfahren werden muß".

wußtsein die körperlose Transformation eines Befehls oder das Resultat einer indirekten Rede. Meine direkte Rede ist auch die freie indirekte Rede, die mich voll und ganz durchdringt und aus anderen Welten oder von anderen Planeten kommt. Aus diesem Grunde fühlen sich so viele Künstler und Schriftsteller vom Tischerrücken angezogen. Wenn man sich nun fragt, worin die besondere Fähigkeit des Befehls liegt, muß man bei ihm recht befremdliche Eigenheiten feststellen: eine Art von Augenblicklichkeit bei der Ausgabe, Wahrnehmung und Übermittlung von Befehlen; eine große Variabilität und eine Fähigkeit zum Vergessen, die bewirkt, daß man sich ganz unschuldig an den Befehlen fühlt, die man zunächst befolgt und später vernachlässigt hat, um neue aufzunehmen; eine im eigentlichen Sinne ideelle oder phantomartige Fähigkeit zur Wahrnehmung von körperlosen Transformationen; eine Fähigkeit, die Sprache in Form einer riesigen indirekten Rede zu erfassen.¹⁶ Die Fähigkeit des Souffleurs und des Soufflierten, die Fähigkeit des Liedes, das eine Melodie innerhalb einer Melodie immer in eine Redundanzbeziehung stellt, eine mediumistische Fähigkeit zur Glossolalie oder Xenoglossie.

Kehren wir zu der Frage zurück: Wodurch wird eine Sprach-

16. Elias Canetti ist einer der wenigen Autoren, die sich mit dem psychologischen Handlungsmodus des Befehls beschäftigt haben (*Masse und Macht*, Frankfurt 1980, S. 335-371). Er geht davon aus, daß ein Befehl in Seele und Fleisch eine Art von Stachel hinterläßt, der eine Zyste bildet, eine Verhärtung, die ewig erhalten bleibt. Man kann sich nur Erleichterung verschaffen, indem man ihn so schnell wie möglich an andere weitergibt, um eine "Masse" zu bilden, selbst wenn die Masse sich eventuell gegen den wendet, der den Befehl ausgegeben hat. Der Befehl ist ein Fremdkörper im Körper, eine indirekte Rede im Sprechen, was auch das ungewöhnliche Vergessen erklärt: "Der Täter klagt sich nicht selber an, sondern den Stachel, die fremde Instanz, den wahren Täter sozusagen, den er immer mit sich herumträgt. (...) Er ist der immerwährende Zeuge dafür, daß man es nicht selber war, der dies oder jenes getan hat. Man empfindet SICH als sein Opfer und hat darum für das wahre und eigentliche überhaupt kein Gefühl. Es ist also wahr, daß Menschen, die unter Befehl gehandelt haben, sich für vollkommen unschuldig halten." (S. 370ff.) Und was geschehen ist, kann beim nächsten Befehl wieder geschehen. Canetti gibt hier eine tiefgreifende Erklärung für das Unschuldgefühl der Nazis oder für die Fähigkeit zum Vergessen bei den alten Stalinisten, die eine um so größere Amnesie aufwiesen, wenn sie ihr Gedächtnis und ihre Vergangenheit bemühten, um sich das Recht zu nehmen, neue Befehle auszugeben oder zu befolgen, die "Manie der Stachel". Canettis Analyse scheint uns in diesem Zusammenhang ganz treffend zu sein. Allerdings setzt sie die Existenz einer ganz speziellen psychischen Fähigkeit voraus, ohne die der Befehl nicht diesen Handlungsmodus haben könnte. Jede klassische, rationalistische Theorie über den "Gemeinsinn", die allgemein geteilte gute Gesinnung, die auf Information und Kommunikation beruht, verschleiert oder verbirgt eine viel beunruhigendere Fähigkeit als die zur Befehlsausführung und rechtfertigt sie im voraus. Eine in einzigartiger Weise irrationale Fähigkeit, für die man sich um so mehr verbirgt, als man ihr den Namen der reinen Vernunft gibt, nichts als reine Vernunft...

Funktion, eine Funktion, die der Sprache koextensiv ist, definiert? Es ist offensichtlich, daß sich Befehle oder Kennworte, kollektive Gefüge oder Zeichenregime nicht mit der Sprache vermischen. Aber sie sind die Voraussetzung dafür (*Supralinearität des Ausdrucks*); sie erfüllen jedesmal die Bedingung der Möglichkeit; ohne sie bliebe die Sprache reine Virtualität (der supralineare Charakter der indirekten Rede). Und die Gefüge variieren zweifellos, sie transformieren sich. Aber sie variieren nicht unbedingt mit jeder Sprache, sie entsprechen nicht den unterschiedlichen Sprachen. Eine Sprache scheint durch phonologische, semantische und syntaktische Konstanten definiert zu werden, die in ihre Aussagen eingehen; das kollektive Gefüge betrifft dagegen den Gebrauch dieser Konstanten, und zwar abhängig von Variablen, die in der Äußerung selber enthalten sind (Ausdrucksvariablen, immanente Handlungen oder körperlose Transformationen). Unterschiedliche Konstanten, unterschiedliche Sprachen, können auf die gleiche Weise verwendet werden; und dieselben Konstanten können in einer bestimmten Sprache unterschiedlich verwendet werden, entweder nacheinander oder gleichzeitig. Man kann sich nicht an eine Dualität von Konstanten als explizite und erklärbare sprachliche Faktoren und von Variablen als äußerliche, nicht-sprachliche Faktoren halten. Denn die pragmatischen Variablen des Gebrauchs sind in der Äußerung enthalten und bilden Voraussetzungen, die der Sprache implizit sind. Wenn das kollektive Gefüge dem betrachteten Sprachsystem und der Sprache als solcher koextensiv ist, so liegt das daran, daß es sämtliche körperlosen Transformationen ausdrückt, die die Bedingung der Möglichkeit von Sprache bilden und Elemente der Sprache verwenden. Die so definierte Sprach-Funktion ist weder informativ noch kommunikativ; sie beruht weder auf einer signifikanten Information noch auf einer intersubjektiven Kommunikation. Und es würde nichts nützen, wenn man eine Signifikanz außerhalb der Information oder eine Subjektivität außerhalb der Kommunikation gesondert betrachten würde. Denn gerade der Subjektivierungsprozeß und die Signifikanzbewegung führen zu Zeichenregimen oder kollektiven Gefügen. Die Sprach-Funktion ist eine Übermittlung von Befehlen oder Kennworten, und diese hängen mit Gefügen zusammen, so wie Gefüge mit körperlosen Transformationen zusammenhängen, die die Variablen der Funktion bilden. Jenseits der (semiotischen oder politischen) Pragmatik, die die Wirkungsweise der *Bedingung* und die *Verwendung* der Sprachelemente definiert, ist die Linguistik nichts.

II. "ES GIBT EINE ABSTRAKTE SPRACHMASCHINE, DIE SICH AUF KEINEN 'EXTRINSISCHEN' FAKTOR BEZIEHT."

Wenn man in einem gesellschaftlichen Bereich die Menge der körperlichen Modifikationen und die Menge der körperlosen Transformationen unterscheidet, stößt man, trotz der Verschiedenheit in jeder dieser Mengen, auf zwei Formalisierungen, eine des *Inhalts* und eine des *Ausdrucks*. Denn der Inhalt ist kein Gegensatz zur Form, sondern hat seine eigene Formalisierung: der Pol Hand-Werkzeug oder die Lektion der Dinge. Aber er steht im Gegensatz zum Ausdruck, da auch dieser seine eigene Formbestimmung hat: der Gegenpol Gesicht-Sprache oder die Lektion der Zeichen. Gerade weil der Inhalt ebenso wie der Ausdruck eine Form hat, kann man der Ausdrucksform nie die einfache Funktion zuordnen, einen entsprechenden Inhalt darzustellen, zu beschreiben oder festzuhalten: es gibt weder eine Entsprechung noch eine Übereinstimmung. Die beiden Formbestimmungen sind nicht gleichartig, sie sind unabhängig und heterogen. Die Stoiker haben als erste eine Theorie dieser Unabhängigkeit aufgestellt: sie unterscheiden das Tun und Leiden der Körper (indem sie dem Wort "Körper" die größtmögliche Ausdehnung geben, nämlich jeden geformten Inhalt) von körperlosen Akten (die "Ausdrücke" von Aussagen sind). Die Ausdrucksform wäre also durch die Verkettung von Ausdrücken konstituiert und die Inhaltsform durch das Raster von Körpern. Wenn das Messer ins Fleisch eindringt, wenn sich Nahrungsmittel oder Gift im Körper ausbreiten oder wenn ein Weintropfen ins Wasser fällt, kommt es zu einer *Vermischung von Körpern*; aber die Aussagen "das Messer schneidet das Fleisch", "ich esse" oder "das Wasser wird rot" drücken *körperlose Transformationen* einer ganz anderen Art aus (Ereignisse).¹⁷ Das Ingenium der Stoiker liegt darin, daß sie dieses Paradox auf die Spitze getrieben haben, bis hin zum Wahnsinn und Zynismus, und es mit den ernsthaftesten Gründen untermauert haben: zum Ausgleich dafür waren sie die ersten, die eine Sprachphilosophie geschaffen haben.

Dieses Paradox wäre uninteressant, wenn man nicht mit den Stoikern hinzufügen würde: körperlose Transformationen, körperlose Attribute, können *nur* Körpern zugeschrieben werden. Sie werden durch Aussagen ausgedrückt, aber sie *werden* Körpern zugeschrieben. Allerdings nicht, um die Körper zu beschreiben oder zu repräsentieren; denn diese haben bereits ihre eigenen Qualitäten, ihre Aktionen und Passionen, ihre Seelen, kurz gesagt, ihre Formen, die selber Körper sind — und auch Repräsentationen sind Körper! Wenn nicht-körper-

17. Siehe das klassische Buch von Emile Bréhier, *La théorie des incorporels dans l'ancien stoïcisme*, Paris 1970: über die Aussagen "das Messer schneidet das Fleisch" oder "der Baum wird grün" siehe S. 12 und S. 20.

liche Attribute Körpern zugeschrieben werden, wenn der körperlose Ausdruck "rot werden" von der körperlichen Qualität "rot" unterschieden wird, dann hat das nichts mit Repräsentation zu tun. Man kann nicht einmal sagen, daß der Körper oder der Zustand der Dinge der "Referent" des Zeichens wäre. Wenn man ein nicht-körperliches Attribut ausdrückt und es gleichzeitig dem Körper zuschreibt, dann repräsentiert man nicht, dann stellt man keine Referenz her, sondern man *interveniert* in irgendeiner Weise, und das ist ein Sprechakt. Die Unabhängigkeit von zwei Formen, Ausdruck und Inhalt, wird durch die Tatsache, daß die Ausdrücke oder das Ausgedrückte in die Inhalte eindringen und dort verändernd eingreifen, nicht widerlegt, sondern bestätigt; sie tun dies nicht, um sie zu repräsentieren, sondern um sie zu antizipieren, in die Vergangenheit zu projizieren, zu verlangsamen oder zu beschleunigen, loszulösen oder zu vereinen, sie auf andere Weise abzutrennen. Die Kette augenblicklicher Transformationen dringt jederzeit in das Raster kontinuierlicher Modifikationen ein (daher die Bedeutung von Daten bei den Stoikern: Von welchem Zeitpunkt an kann man sagen, daß jemand eine Glatze hat? In welchem Sinne ist eine Aussage vom Typus "Morgen findet eine Seeschlacht statt" ein Datum oder ein Befehl?) Die Nacht des 4. August, der 4. Juli 1917, der 20. November 1923: Welche körperlose Transformation wird damit ausgedrückt, die dennoch Körpern zugeschrieben wird und in sie eindringt? Die Unabhängigkeit von Ausdrucksform und Inhaltsform begründet keine Parallelität zwischen ihnen, und erst recht keine Repräsentation der einen durch die andere, sondern im Gegenteil eine Zerstückelung beider, also die Art und Weise, in der Ausdrücke in Inhalte eindringen, wobei sie unaufhörlich von einem Register zum anderen springen, wobei die Zeichen die Dinge selber bearbeiten, während die Dinge sich gleichzeitig durch die Zeichen ausweiten oder ausbreiten. Ein Äußerungsgefüge spricht nicht "von" Dingen, sondern es spricht *auf derselben Ebene* wie die Zustände der Dinge oder die Zustände des Inhalts. So daß dasselbe x , derselbe Partikel wie ein Körper funktioniert, der agiert und reagiert, oder auch wie ein Zeichen, das eine Handlung bewirkt, einen Befehl oder ein Kennwort ausspricht, je nach der Form, von der es aufgenommen wird (so zum Beispiel in der gesamten experimentaltheoretischen Physik). Kurz gesagt, die funktionale Unabhängigkeit der beiden Formen ist nur die Form ihrer wechselseitigen Voraussetzung und des ständigen Übergangs von der einen zur anderen. Man wird niemals mit einer Befehlsverkettung und einer inhaltlichen Begründung konfrontiert, bei der jede einzeln für sich gilt oder bei der die eine die andere repräsentiert und die andere als Referent dient. Im Gegenteil, die Unabhängigkeit der beiden Linien ist distributiv und bewirkt, daß sich ein Segment der einen

immer an ein Segment der anderen anschließt, in das andere hineingleitet oder eindringt. Man geht, wie Foucault sagt, ständig von Befehlen zur "stummen Ordnung" der Dinge über und umgekehrt.

Aber ist das nicht immer noch eine Art von Idealismus, bei dem der Befehl oder das Kennwort direkt vom Himmel fällt, wenn wir das vage Wort "eingreifen" benutzen und wenn sagen, daß Ausdrücke in Inhalte eingreifen oder eindringen? Man sollte keinen Ursprung festlegen, sondern Interventionspunkte, Punkte des Eindringens, und zwar im Rahmen der wechselseitigen Voraussetzung der beiden Formen. Formen des Inhalts wie des Ausdrucks, des Ausdrucks wie des Inhalts können nicht von einer Bewegung der Deterritorialisierung getrennt werden, die sie mitreißt. Ausdruck und Inhalt, beide sind mehr oder weniger deterritorialisiert, sind relativ deterritorialisiert, je nach dem Zustand ihrer Form. In dieser Hinsicht gibt es kein Primat des Ausdrucks gegenüber dem Inhalt oder umgekehrt. Es kommt vor, daß die semiotischen Komponenten stärker deterritorialisiert sind als die materiellen Komponenten, aber auch das Umgekehrte ist möglich. So kann zum Beispiel ein mathematischer Zeichenkomplex stärker deterritorialisiert sein als eine Menge von Teilchen; und umgekehrt können Teilchen experimentelle Wirkungen haben, die das semiotische System deterritorialisieren. Eine kriminelle Handlung kann gegenüber einem vorhandenen Zeichenregime deterritorialisierend sein (die Erde schreit nach Rache und hat sich aufgetan, meine Sünde ist zu groß); und das Zeichen, das den Akt der Verdammung ausdrückt, kann seinerseits gegenüber allen Aktionen und Reaktionen deterritorialisierend sein ("unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden" [1. Mose 4, 12], man kann dich nicht einmal töten). Kurz gesagt, es gibt Deterritorialisierungsstufen, die die jeweiligen Formen quantifizieren und denen entsprechend Inhalte und Ausdrücke sich konjugieren, aneinander anschließen, einander beschleunigen oder im Gegenteil stabilisieren und eine Reterritorialisierung in Gang setzen. Was wir als Umstände oder Variablen bezeichnen, sind eben diese Stufen. Es gibt *Inhaltsvariablen*, die Proportionen in Mischungen oder Aggregaten von Körpern sind, und es gibt *Ausdrucksvariablen*, die Faktoren innerhalb der Äußerung sind. Deutschland um den 20. November 1923: die deterritorialisierende Inflation des Geldkörpers, aber auch die semiotische Umwandlung der Reichsmark in Rentenmark, die an ihre Stelle trat und eine Reterritorialisierung möglich machte. Rußland um den 4. Juli 1917: die Proportionen eines "Körper"-Zustandes der provisorischen Sowjet-Regierung, aber auch die Erarbeitung einer körperlosen bolschewistischen Semiotik, die die Dinge beschleunigte und sich mit der explosiven Aktion des Parteilumpens verbinden ließ. Kurz gesagt, ein Ausdruck tritt nicht in eine Beziehung zum Inhalt, indem er einen Inhalt aufdeckt oder repräsentiert. Die Formen von

Ausdruck und Inhalt kommunizieren durch eine Vereinigung ihrer Deterritorialisierungsquanten, indem sie ineinander intervenieren und wirksam werden.

Man kann daraus ein paar allgemeine Schlußfolgerungen über das Wesen der Gefüge ziehen. Auf einer ersten, horizontalen Achse enthält ein Gefüge zwei Segmente, ein Inhaltssegment und Ausdruckssegment. Einerseits ist es ein *Maschinengefüge* von Körpern, Aktionen und Passionen, eine Mischung von Körpern, die aufeinander reagieren; andererseits ein *kollektives Äußerungsgefüge*, ein Gefüge von Handlungen und Aussagen, von körperlosen Transformationen, die zu den Körpern hinzukommen. Und auf einer vertikal ausgerichteten Achse hat das Gefüge einerseits reterritorisierte oder *territoriale Seiten*, die es stabilisieren, und andererseits *Deterritorialisierungspunkte*, die es fortreißen. Niemand hat es besser als Kafka verstanden, all diese Achsen des Gefüges freizusetzen und zum Funktionieren zu bringen. Einerseits die Schiffs-Maschine, die Hotel-Maschine, die Zirkus-Maschine, die Schloß-Maschine und die Gerichts-Maschine: jede mit ihren eigenen Bestandteilen, ihren Räderwerken, ihren Funktionsweisen und ihren verknoteten, verschachtelten und zerlegten Körpern (vgl. der Kopf, der das Dach durchbricht). Andererseits das Regime der Zeichen oder der Äußerung: jedes Regime mit seinen körperlosen Transformationen, seinen Handlungen, seinen Todesurteilen, seinen Prozessen, seinem "Recht". Es ist offensichtlich, daß Aussagen keine Maschinen repräsentieren: der Diskurs des Heizers beschreibt das Heizen nicht als Körper, es hat seine eigene Form und seine unvergleichliche Entwicklung. Und trotzdem wird es dem Körper zugeschrieben, dem ganzen Schiff als Körper. Ein Diskurs der Unterwerfung unter Befehle, ein Diskurs der Diskussion, der Forderung, der Anklage und der Verteidigung. Was von den beiden Aspekten auf der zweiten Achse verglichen oder kombiniert wird, sind die konjugierten oder aufeinander folgenden Deterritorialisierungsstufen und die Operationen der Reterritorialisierung, die in einem bestimmten Moment das Ganze stabilisieren. K, die K-Funktion, bezeichnet die Fluchtlinie oder die Deterritorialisierungslinie, die alle Gefüge mitreißt, die aber auch durch alle Reterritorialisierungen und Redundanzen hindurchgeht, Redundanzen der Kindheit, des Dorfes, der Liebe, der Bürokratie etc.

Die Tetravalenz des Gefüges. Zum Beispiel das feudale Gefüge. Man betrachte die Körpermischungen, durch die der Feudalismus definiert wird: der Körper der Erde und der Gesellschaftskörper, der Körper des Lehnsherrn, des Vasallen und des Leibeigenen; der Körper des Ritters und des Pferdes, und die neue Beziehung, die sie zum Steigbügel, zu Waffen und Werkzeugen bekommen, die eine Symbiose der Körper gewährleisten — das Ganze ist ein Maschinen-

gefüge. Und auch die Aussagen, die Ausdrücke, das Rechtssystem der Wappen, sämtliche körperlosen Transformationen, besonders die Eide mit ihren Variablen, der Treueid, aber auch der Liebesid, etc.: das ist ein kollektives Äußerungsgefüge. Und auf der anderen Achse die feudalen Territorialitäten und Reterritorialisierungen, zugleich auch die Deterritorialisierungslinie, die den Ritter und seine Rüstung, die Aussagen und die Handlungen mitreißt. Wie all das in den Kreuzzügen miteinander kombiniert wurde.

Es wäre also ein Irrtum zu glauben, daß der Inhalt den Ausdruck kausal bestimmt, selbst wenn man dem Ausdruck die Fähigkeit zubilligt, den Inhalt nicht nur zu "reflektieren", sondern aktiv auf ihn zu reagieren. Ein derartig ideologisches Verständnis der Aussage, demzufolge sie von einem vorgängigen ökonomischen Inhalt abhängig ist, führt zu allen möglichen Schwierigkeiten, die die Dialektik mit sich bringt. Zunächst einmal, wenn man sich allenfalls auch eine kausale Wirkung des Inhalts auf den Ausdruck vorstellen kann, ist das bei den jeweiligen *Formen* nicht der Fall, bei der Inhaltsform und der Ausdrucksform. Man muß der letzteren eine Unabhängigkeit zuerkennen, die es den Ausdrücken ermöglicht, auf Inhalte zu reagieren. Aber diese Unabhängigkeit ist bisher kaum verstanden worden. Wenn man die Inhalte als ökonomisch bezeichnet, dann kann die Inhaltsform nicht ökonomisch sein; sie wird auf eine reine Abstraktion reduziert, das heißt, auf die Produktion von Gütern und Produktionsmitteln, die als solche betrachtet werden. Wenn die Ausdrücke als ideologisch bezeichnet werden, kann die Ausdrucksform nicht ideologisch sein; sie wird auf die Sprache als Abstraktion reduziert, als Verfügung über ein Gemeingut. Man gibt also vor, Inhalte und Ausdrücke durch alle Kämpfe und Konflikte zu charakterisieren, von denen sie in zwei unterschiedlichen Formen durchzogen werden, aber diese Formen selber sollen frei von jedem Kampf und Konflikt sein und ihre Beziehung soll völlig unbestimmt bleiben.¹⁸ Man könnte sie nur bestimmen, wenn man die Ideologietheorie erneuern würde und wenn man Ausdrücke und Aussagen bereits auf der Ebene der Produktion intervenieren ließe, und zwar in Form einer Produktion von Bedeutung oder eines Zeichen-Wertes. Der Produktionsbegriff hat hier zweifellos

18. Stalin hat in seinem berühmten Aufsatz über die Sprachwissenschaft versucht, zwei neutrale Formen herauszuarbeiten, die unterschiedslos jeder Gesellschaft, allen Klassen und allen Regimen dienen sollen: einerseits die Werkzeuge und Maschinen als reines Produktionsmittel von beliebigen Waren, andererseits die Sprache als reines Informations- und Kommunikationsmittel (J. Stalin, *Marxismus und Fragen der Sprachwissenschaft*, übers. von H. D. Becker, München 1968). Auch Bachtin definiert die Sprache als ideologische Form, aber er präzisiert, daß eine Form der Ideologie selber nicht ideologisch ist.

den Vorteil, daß er mit den Schemata der Repräsentation, der Information und der Kommunikation bricht. Aber ist er angemessener als diese Schemata? Seine Anwendung auf die Sprache ist recht doppeldeutig, da er an ein beständiges dialektisches Wunder appelliert, das die Materie in Bedeutung, den Inhalt in Ausdruck und den Gesellschaftsprozeß in ein Signifikantensystem verwandelt.

Wir meinen, daß ein Gefüge in seinem materiellen oder maschinellen Aspekt sich nicht auf eine Produktion von Gütern stützt, sondern gerade auf die Mischung von Körpern in einer Gesellschaft, die alle Anziehungen und Abstoßungen enthält, Sympathien und Antipathien, Veränderungen, Vermischungen, Durchdringungen und Erweiterungen, die alle Körper durch die Beziehung zu anderen Körpern beeinflussen. Ernährungsvorschriften oder die Sexualmoral regeln von vornherein alle obligatorischen, notwendigen oder erlaubten Körpervermischungen. Auch die Technologie hat unrecht, wenn sie Werkzeuge an sich betrachtet: diese existieren nur im Hinblick auf Mischungen, die sie möglich machen oder durch die sie möglich sind. Der Steigbügel hatte eine neue Symbiose Mensch-Pferd zur Folge, die zugleich neue Waffen und Geräte nach sich zog. Man kann Werkzeuge nicht von den Symbiosen oder Mischungen trennen, die ein maschinelles Gefüge Natur-Gesellschaft definieren. Sie setzen eine Gesellschaftsmaschine voraus, die sie selektiert und sie in ihr "Phylum" aufnimmt: eine Gesellschaft wird durch ihre Vermischungen und nicht durch ihre Werkzeuge definiert. Und genauso stützt sich das Gefüge unter seinem kollektiven oder semiotischen Aspekt nicht auf die Produktivität der Sprache, sondern auf Zeichenregime, auf eine Ausdrucks-Maschine, deren Variablen den Gebrauch der sprachlichen Elemente determinieren. Für sich genommen haben diese Elemente ebensowenig wie die Werkzeuge eine Bedeutung. Es gibt ein Primat des Maschinengefüges der Körper gegenüber den Werkzeugen und Gütern und ein Primat des kollektiven Ausdrucksgefüges gegenüber der Sprache und den Wörtern. Und die Verbindung der beiden Aspekte des Gefüges geschieht durch Deterritorialisierungsbewegungen, die ihre Formen quantifizieren. Deshalb wird ein gesellschaftlicher Bereich weniger durch seine Konflikte und Widersprüche definiert als durch die Fluchtlinien, die ihn durchziehen. Ein Gefüge hat weder Basis noch Überbau, weder Tiefenstruktur noch Oberflächenstruktur, sondern es glättet all seine Dimensionen zu ein und derselben Konsistenzebene, auf der die gegenseitigen Voraussetzungen und die wechselseitigen Einschübe ablaufen.

Ein weiterer Irrtum (der gelegentlich mit dem ersten einhergeht) wäre es, zu glauben, daß die Ausdrucksform als sprachliches System ausreichend wäre. Dieses System kann als signifikante phonologische Struktur oder als syntaktische Tiefenstruktur verstanden werden.

Damit würde man ihm jedenfalls die Fähigkeit zuschreiben, die Semantik zu erzeugen und somit den Ausdruck zu füllen, während die Inhalte der Willkür einer einfachen "Referenz" und die Pragmatik der Äußerlichkeit von nicht-sprachlichen Faktoren ausgeliefert wären. All diesen Unternehmungen ist gemeinsam, daß sie eine *abstrakte Maschine der Sprache* konstruieren, wobei sie diese Maschine allerdings als einen synchronen Komplex von Konstanten setzen. Wir wollen dagegen nicht den Einwand erheben, daß die so konzipierte Maschine zu abstrakt wäre. Ganz im Gegenteil, sie ist nicht abstrakt genug, sie bleibt "linear". Damit bleibt sie auf einer Zwischenstufe der Abstraktion, auf der sie einerseits sprachliche Faktoren als solche und unabhängig von nicht-sprachlichen Faktoren betrachten, und andererseits sprachliche Faktoren als Konstanten betrachten kann. Wenn man aber die Abstraktion vorantreibt, erreicht man zwangsläufig eine Ebene, auf der die Pseudo-Konstanten der Sprache den Ausdrucksvariablen Platz machen, die in der Äußerung selber enthalten sind; von da an sind diese Ausdrucksvariablen untrennbar von den Inhaltsvariablen und befinden sich in permanenter Interaktion. *Die externe Pragmatik von nicht-sprachlichen Faktoren muß deshalb in Zweifel gezogen werden, weil die Linguistik selber nicht von einer internen Pragmatik getrennt werden kann, die sich auf ihre eigenen Faktoren bezieht.* Es genügt nicht, das Signifikat oder auch den Referenten zu berücksichtigen, da die Begriffe der Signifikanz und der Referenz selber noch einer angeblich autonomen und konstanten Ausdrucksstruktur verhaftet bleiben. Es ist sinnlos, eine Semantik zu konstruieren oder auch der Pragmatik gewisse Rechte zuzusprechen, wenn man sie weiterhin durch eine syntaktische oder phonologische Maschine laufen läßt, die sie zuvor bearbeiten muß. Denn eine richtige abstrakte Maschine bezieht sich auf das gesamte Gefüge: sie läßt sich als Diagramm dieses Gefüges definieren. Sie ist nicht sprachlich, sondern diagrammatisch und supralinear. Der Inhalt ist kein Signifikat und der Ausdruck kein Signifikant, sondern beide sind Variablen des Gefüges. Wenn man also die pragmatischen, aber auch die semantischen, syntaktischen und phonologischen Determinationen nicht direkt mit den Ausdrucksgefügen, von denen sie abhängig sind, verbindet, hat man gar nichts getan. Chomskys abstrakte Maschine bleibt mit einem Baum-Modell verbunden, und mit der linearen Ordnung von sprachlichen Elementen in den Sätzen und in ihren Kombinationen. Aber wenn man die pragmatischen Werte oder internen Variablen, insbesondere im Hinblick auf die indirekte Rede, berücksichtigt, ist man gezwungen, "Hyper-Sätze" ins Spiel zu bringen oder "abstrakte Objekte" (körperlose Transformationen) zu konstruieren, die eine

Supralinearität beinhalten, das heißt, eine Ebene, auf der die Elemente keine feste lineare Ordnung mehr haben: das Rhizom-Modell.¹⁹ Aus dieser Sicht gehört die wechselseitige Durchdringung von Sprache, gesellschaftlichem Bereich und politischen Problemen zum innersten Bereich der abstrakten Maschine und nicht zur Oberfläche. Die abstrakte Maschine, so wie sie sich auf das Diagramm des Gefüges bezieht, ist niemals reine Sprache, es sei denn aus Mangel an Abstraktion. Die Sprache ist von der abstrakten Maschine abhängig, und nicht umgekehrt. Man kann in ihr im großen und ganzen zwei Diagrammzustände unterscheiden: einen, in dem die Variablen des Inhalts und des Ausdrucks sich ihrer heterogenen Form entsprechend in wechselseitiger Voraussetzung auf einer Konsistenzebene verteilen, und einen anderen, in dem man sie nicht einmal mehr unterscheiden kann, weil die Variabilität derselben Ebene den Sieg über die Dualität der Formen davongetragen und sie "ununterscheidbar" gemacht hat. (Der erste Zustand war noch mit relativen Bewegungen der Deterritorialisierung verbunden, während im zweiten die absolute Schwelle der Deterritorialisierung erreicht ist.)

III. "ES GIBT KONSTANTEN ODER UNIVERSALIEN DER SPRACHE, DIE ES ERLAUBEN, SIE ALS EIN HOMOGENES SYSTEM ZU DEFINIEREN."

Die Frage der strukturalen Invarianten — und gerade die Strukturidee kann nicht von solchen atomaren oder relationalen Invarianten getrennt werden — ist grundlegend für die Linguistik. Sie ist die Voraussetzung, unter der sich die Linguistik als reine Wissenschaft ausgeben kann, geschützt vor jedem angeblich äußeren oder pragmatischen Faktor. Diese Frage der Invarianten nimmt mehrere Formen an, die eng miteinander verbunden sind: 1. die Konstanten einer Sprache

19. Siehe zu diesen Problemen J. M. Sadock, "Hypersentences", Phil. Diss., Univ. of Illinois, 1968; D. Wunderlich, "Pragmatik, Sprechsituation, Deixis", in *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Jg. 1, H. 1/2, Frankfurt 1971, S. 153-190; und vor allem S. K. Saumjan, "Aspects algébriques de la grammaire applicative", in *Langages*, Nr. 33, März 1974, S. 95-122, der ein Modell abstrakter Objekte vorschlägt, die auf der Operation der Anwendung beruhen; er nennt dieses A.G.M., applikatives generatives Modell. Saumjan beruft sich auf Hjelmslev, dessen Stärke darin liege, daß er die Ausdrucksform und die Inhaltsform als zwei Variablen begreift, die vollkommen relativ sind und auf ein und derselben Ebene liegen, als "Funktive ein und derselben Funktion" (*Prolegomena zu einer Sprachtheorie*, übers. von R. Keller, U. Scharf u. G. Stötzl, München 1974, S. 62). Diesem Vorstoß in Richtung einer diagrammatischen Konzeption der abstrakten Maschine wirkt allerdings entgegen, daß Hjelmslev die Unterscheidung von Ausdruck und Inhalt noch nach dem Vorbild Signifikant-Signifikat konzipiert und somit die Abhängigkeit der abstrakten Maschine von der Linguistik aufrecht erhält.

(phonologische durch Kommutativität, syntaktische durch Transformativität, semantische durch Generativität); 2. die Universalien der Sprache (durch Auflösung des Phonems in distinktive Merkmale, der Syntax in Basiskonstituenten, der Signifikation in minimale semantische Elemente); 3. die Bäume, die die Konstanten untereinander verbinden, mit binären Relationen zur Gesamtheit der Bäume (vgl. die baumartige, lineare Methode von Chomsky); 4. die Kompetenz, die direkt koextensiv zur Sprache ist und durch die Beurteilung der Grammatikalität definiert wird; 5. die Homogenität, die sich nicht weniger auf die Elemente und Relationen bezieht als auf die intuitiven Urteile; 6. die Synchronie, die sich auf ein "an sich" und ein "für sich" der Sprache stützt und beständig vom objektiven System zum subjektiven Bewußtsein übergeht, das es zu recht fürchtet (das subjektive Bewußtsein des Linguisten selber).

Mit all diesen Faktoren kann man spielen, man kann welche weglassen oder dazutun. Sie halten dennoch alle zusammen, da man auf einer Ebene das Wesentliche aller anderen wiederfindet. Die Unterscheidung zwischen Sprechen und Sprache wird beispielsweise in der Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz wieder aufgenommen, allerdings auf der Ebene der Grammatikalität. Wenn man einwendet, daß die Unterscheidung von Kompetenz und Performanz völlig relativ ist (eine sprachliche Kompetenz kann ökonomisch, religiös, politisch, ästhetisch etc. sein, und die Unterrichtskompetenz eines Lehrers kann nach dem Urteil eines Schulrats oder den ministeriellen Regeln nur eine Performanz sein), dann antworten die Linguisten, daß sie bereit sind, die Kompetenzebenen zu vervielfachen und sogar pragmatische Werte ins System einzuführen. So schlägt Brekle vor, einen Faktor der "idiosynkratischen performantiellen Kompetenz" hinzuzufügen, der mit einem ganzen Komplex von linguistischen, psychologischen oder soziologischen Faktoren verbunden ist. Aber was nützt diese Injektion von Pragmatik, wenn davon ausgegangen wird, daß die Pragmatik ihrerseits eigene Konstanten oder Universalien hat? Wodurch sind Ausdrücke wie "ich", "versprechen" oder "wissen" universeller als "grüßen", "nennen" oder "verurteilen"?²⁰ Ebensowenig hat man gewonnen, wenn man sich bemüht, die Chomskyschen Bäume Knospen treiben zu lassen und die lineare Ordnung zu brechen; man hat kein Rhizom gebildet, da die pragmatischen Komponenten, die die Brüche markieren, im äußersten Wipfel des Baumes angesiedelt sind oder in der Verästelung verkümmern.²¹ Das allgemeinste Problem betrifft in Wirklichkeit das

20. Vgl. Herbert E. Brekle, *Semantik*, München ²1972, S. 121-131: über die Idee einer universellen Pragmatik und über "dialog-konstituierende Universalien".

21. Über dieses Aufknospen und seine verschiedenen Darstellungen, siehe D. Wunderlich, a.a.O.

Wesen der abstrakten Maschine: es gibt keinen Grund, das Abstrakte mit dem Universellen oder mit Konstanten zu verbinden und die Singularität von abstrakten Maschinen auszulöschen, weil sie um Variablen und Variationen herum konstruiert sind.

Man kann besser verstehen, worum es geht, wenn man die entgegengesetzten Positionen von Chomsky und Labov betrachtet. Daß jede Sprache eine zusammengesetzte und grundsätzlich heterogene Realität ist, das ist den Linguisten bekannt und sie sagen es auch. Aber das ist nur eine Feststellung von *Fakten*. Chomsky besteht allerdings darauf, daß man als Voraussetzung der Abstraktion oder Idealisierung aus diesem Ganzen ein homogenes oder Standard-System macht, das eine *legitime* wissenschaftliche Untersuchung ermöglichen soll. Es geht also nicht nur darum, an einem Standard-Englisch festzuhalten; denn selbst wenn der Linguist das "black-english" oder das Englisch in den Gettos untersucht, sieht er sich gezwungen, ein Standard-System herauszulösen, das die Konstanz und Homogenität des untersuchten Gegenstandes garantiert (angeblich gibt es für die Wissenschaft keinen anderen Weg). Chomsky gibt also vor, zu glauben, daß Labov, wenn er sein Interesse für die variablen Merkmale der Sprache betont, sich in einer faktischen Pragmatik etabliert, die außerhalb der Linguistik liegt.²² Labov hat allerdings eine andere Absicht. Wenn er Linien der *inhärenten Variation* beschreibt, so sieht er darin nicht nur einfach "freie Varianten", die sich auf die Aussprache, den Stil oder nicht-pertinente Merkmale erstrecken, außerhalb des Systems liegen und die Homogenität des Systems nicht berühren — und erst recht keine tatsächliche Vermischung von zwei Systemen, von denen jedes in sich homogen wäre, als ob der Sprecher von einem zum anderen wechseln könnte. Er verwirft die Alternative, in der die Linguistik sich etablieren wollte: entweder die Varianten unterschiedlichen Systemen zuzuordnen oder sie außerhalb der Struktur anzusiedeln. Die Variation selber ist systematisch, und zwar in dem Sinne, in dem Musiker sagen "das Thema ist die Variation". Labov sieht in der Variation eine regelrechte Komponente, die jedes System von innen her beeinflusst und es durch seine Eigendynamik hüpfen und springen läßt, die es prinzipiell daran hindert, sich in sich abzuschließen und zu homogenisieren. Und zweifellos zieht Labov Variationen jeder Art in Betracht, phonetische, phonologische, syntaktische, semantische und stilistische. Es dürfte schwierig sein, Labov vorzuwerfen, daß er die Unterscheidung zwischen dem Richtigen und dem Faktischen außer acht läßt — oder auch zwischen Linguistik und Stilistik, zwischen Synchronie und

22. Noam Chomsky, *Sprache und Verantwortung: Gespräche mit Mitsou Ronat*, übers. von Eva Brückner-Pfaffenberger, Frankfurt 1981, S. 82-84.

Diachronie, zwischen pertinenten und nicht-pertinenten Merkmalen, zwischen Kompetenz und Performanz oder zwischen der Grammatikalität der Sprache und der Agrammatikalität des Sprechens. Auf die Gefahr hin, die Positionen von Labov zu verhärten, sind wir eher der Meinung, daß er eine andere Aufteilung von Richtigem und Faktischem anregt, und vor allem eine andere Konzeption von Richtigem und Abstraktion. Labov führt das Beispiel eines jungen Schwarzen an, der in ganz wenigen Sätzen achtzehn Mal vom "black-english-system" zum Standard-System und umgekehrt zu wechseln scheint. Aber ist es nicht gerade die abstrakte Unterscheidung zwischen den beiden Systemen, die sich als willkürlich und ungenügend erweist, da die meisten Formen nur durch die Zufälligkeit dieser oder jener Sequenz auf das eine oder andere System bezogen werden? Muß man nicht zugeben, daß das ganze System variiert und daß es nicht durch seine Konstanten und seine Homogenität definiert ist, sondern im Gegenteil durch eine Variabilität, die dadurch charakterisiert ist, daß sie immanent, kontinuierlich und nach einem ganz speziellen Modus geregelt ist (*variable oder fakultative Regeln*²³)?

Wie kann man diese kontinuierliche Variation begreifen, die im Inneren einer Sprache wirksam ist, selbst wenn man dabei über die Grenzen, die Labov sich setzt, und über die Bedingungen der Wissenschaftlichkeit, die die Linguistik ins Feld führt, hinausgehen muß? An ein und demselben Tag geht ein Mensch immer wieder von einer Sprache zur nächsten über. Nacheinander spricht er wie "ein Vater zum Sohn", dann wie ein Chef; mit der Geliebten spricht er in einer infantilisierten Sprache; wenn er einschläft, versinkt er in einen Traumdiskurs, und wenn das Telefon klingelt, verfällt er plötzlich in eine berufsmäßige Sprache. Man mag einwenden, daß diese Variationen äußerlich sind und daß es sich trotzdem um dieselbe Sprache handelt. Aber damit würde man die Frage vorentscheiden. Denn einerseits ist es nicht sicher, daß es sich um dieselbe Phonologie, Syntax oder Semantik handelt. Andererseits geht es ja gerade darum, herauszufinden, ob die Sprache, die man für ein und dieselbe hält, durch Invarianten oder im Gegenteil durch die sie durchquerende kontinuierliche Variationslinie definiert wird. Einige Linguisten sind davon ausgegangen, daß die sprachliche Veränderung weniger durch die Außerkraftsetzung eines Systems als durch eine graduelle Frequenzveränderung zustande kommt, durch die Koexistenz und Kontinuität

23. William Labov, *Sociolinguistic Patterns*, a.a.O., vor allem S. 187-190. Man wird feststellen, daß Labov sich manchmal die Selbstbeschränkung auferlegt, Aussagen zu betrachten, die kaum denselben Sinn haben, und daß er diese Beschränkung manchmal beiseite läßt, um eine Verkettung von komplementären, aber heterogenen Aussagen zu verfolgen.

unterschiedlicher Gebrauchsformen. Nehmen wir zum Beispiel die Aussage "Ich schwöre es!". Je nach dem, ob dieser Satz von einem Kind zu seinem Vater, von einem Liebhaber zur Geliebten oder von einem Zeugen vor Gericht gesagt wird, ist es eine andere Aussage. Sie ist so etwas wie drei Sequenzen. (Oder wie die vier Amen von Messiaen, die auf sieben Sequenzen verteilt werden.) Auch hier können wir noch keineswegs sagen, daß die Variablen nur der Situation entstammen und daß die Aussage im Prinzip konstant bleibt. Es gibt nicht nur ebensoviele Aussagen wie Wirkungsweisen, sondern die Gesamtheit der Aussagen ist in der Wirkungsweise einer einzelnen enthalten, auch wenn die Variationslinie virtuell ist, das heißt real, ohne aktuell zu sein, und daher auch kontinuierlich, welche Sprünge die Aussage auch immer machen mag. Wenn man eine Aussage in kontinuierliche Variation versetzt, bedeutet das, sie durch alle phonologischen, syntaktischen, semantischen und prosodischen Variationen hindurchgehen zu lassen, die sie im kürzesten Zeitmoment (im kleinsten Intervall) beeinflussen können. *Das Kontinuum* von "Ich schwöre es!" mit den entsprechenden Transformationen bilden. Das ist die Sichtweise der Pragmatik; aber die Pragmatik ist der Sprache immanent geworden und umfaßt die Variation von beliebigen sprachlichen Elementen. Zum Beispiel die Linie der drei Prozesse bei Kafka; in der Familie den Prozeß des Vaters; im Hotel den Prozeß der Verlobung; und den Gerichtsprozeß. Man ist immer geneigt, nach einer "Reduktion" zu suchen: man erklärt alles durch die Situation des Kindes gegenüber seinem Vater oder des Mannes im Verhältnis zur Kastration oder des Bürgers gegenüber dem Gesetz. Und dann bescheidet man sich damit, eine Pseudo-Konstante des Inhalts auszumachen, was nicht mehr taugt, als eine Pseudo-Konstante des Ausdrucks zu extrahieren. Die Variation soll uns helfen, diese Gefahren zu vermeiden, denn sie bildet ein Kontinuum oder ein Medium, das weder Anfang noch Ende hat. Man darf die kontinuierliche Variation allerdings nicht mit dem kontinuierlichen oder diskontinuierlichen Charakter der Variablen selber verwechseln: mit dem Befehl oder dem Kennwort, der kontinuierlichen Variation für eine diskontinuierliche Variable... Eine Variable kann auf einem Teil ihrer Bahn kontinuierlich sein, dann loshüpfen oder springen, ohne daß ihre kontinuierliche Variation dadurch beeinträchtigt wird; sie erzwingt eine Entwicklung in Abwesenheit als "alternative Kontinuität", die virtuell und dennoch real ist.

Eine Konstante oder Invariante wird weniger durch ihre Permanenz und Dauer definiert als durch ihre Funktion als, wenn auch relatives, Zentrum. Im tonalen oder diatonischen System der Musik bestimmen die Gesetze der Resonanz und Attraktion Zentren, die in allen Modi gültig sind, die mit Stabilität und Attraktionskraft ausgestattet sind.

Diese Zentren steuern somit distinkte, distinktive Formen, die klar und deutlich in bestimmten Zeitabschnitten gebildet werden: ein zentriertes, codifiziertes, lineares System vom Typus Baum. Es ist richtig, daß der Moll-"Modus" wegen der Eigenart seiner Intervalle und wegen der geringeren Stabilität seiner Akkorde der tonalen Musik einen flüchtigen, sich entziehenden und dezentrierten Charakter verleiht. Außerdem ist er doppeldeutig, einerseits Operationen unterworfen, die ihn nach dem Vorbild oder Maßstab des Dur ausrichten, aber andererseits läßt er eine bestimmte modale Kraft gelten, die nicht auf die Tonalität reduziert werden kann, so als ob die Musik auf Reisen ginge und alle möglichen Reminiszenzen aufnehme, orientalische Phantome, imaginäre Landschaften, die Überlieferungen von überall. Und darüber hinaus stellt die Temperierung, die temperierte Chromatik, eine weitere Doppeldeutigkeit dar: nämlich jene, die Aktion vom Zentrum zu den entferntesten Tönen auszuweiten, aber auch die Auflösung des Zentralprinzips vorzubereiten und die zentrierten Formen durch die kontinuierliche Entwicklung einer Form zu ersetzen, die sich unaufhörlich auflöst und umwandelt. Wenn die Entwicklung sich die Form unterordnet und sich auf das Ganze ausdehnt, wie zum Beispiel bei Beethoven, beginnt die Variation sich zu befreien und sich mit der Schöpfung zu vereinigen. Man muß jedenfalls darauf warten, daß die Chromatik sich befreit, zu einer verallgemeinerten Chromatik wird, sich gegen die Temperierung zurückwendet und nicht nur die Höhen, sondern alle Komponenten des Klangs, der Tonlängen, der Intensitäten, der Klangfarben und Anschläge beeinflußt. Man kann also nicht mehr von einer Klangform sprechen, die eine Materie organisiert; man kann nicht einmal mehr von einer kontinuierlichen Entwicklung der Form sprechen. Es handelt sich vielmehr um ein sehr komplexes und sehr elaboriertes Material, das die nicht-klanglichen Kräfte hörbar macht. Das Paar Materie-Form wird durch die Verbindung Material-Kräfte ersetzt. Der Synthesizer hat die Stelle des alten "synthetischen Urteils a priori" eingenommen, und dadurch ändern sich alle Funktionen. Indem die Musik alle Komponenten kontinuierlich variiert, wird sie selber zu einem supra-linearen System, zu einem Rhizom anstelle eines Baumes; sie unterstellt sich einem virtuellen kosmischen Kontinuum, zu dem sogar die Löcher, die Phasen der Stille, die Brüche und die Einschnitte gehören. Und das Wichtige dabei ist sicher nicht ein Pseudo-Einschnitt zwischen dem tonalen System und einer atonalen Musik. Indem diese mit dem tonalen System bricht, treibt sie die Temperierung bis zu ihren letzten Konsequenzen (mit denen sich allerdings kein Wiener beschäftigt hat). Wesentlich ist beinahe die umgekehrte Bewegung: das Aufwallen, das in einer langen Phase des 19. und 20. Jahrhunderts das tonale System selber beeinflusste, die Temperierung auflöste und

die Chromatik erweiterte, während es eine relative Tonalität beibehielt, neue Tonarten wiedererfand, Dur und Moll neu kombinierte und jedesmal Bereiche kontinuierlicher Variation für diese und jene Variable gewann. Dieses Aufwallen geschieht auf der ersten Ebene, macht sich von sich aus hörbar und macht durch sein so bearbeitetes Molekularmaterial die nicht-klanglichen Kräfte des Kosmos vernehmbar, die schon immer auf die Musik eingewirkt haben — ein wenig Zeit im Reinzustand, ein Körnchen absoluter Intensität... Tonal, modal, atonal — das hat nicht mehr viel zu sagen. Es gibt nur noch Musik, die Kunst als Kosmos ist und virtuelle Linien der unendlichen Variation zieht.

Auch hier mag man einwenden, daß Musik keine Sprache ist, daß Klangkomponenten keine zur Sprache gehörigen Merkmale sind, daß es keine Entsprechung zwischen beiden gibt. Aber wir berufen uns nicht auf eine Entsprechung, wir bestehen nur immer wieder darauf, daß man die Frage offenläßt und jede vorweggenommene Unterscheidung ablehnt. Das gilt besonders für die Unterscheidung von Sprache und Sprechen, die getroffen wurde, um alle Variablen, die den Ausdruck oder die Äußerung beeinflussen, aus der Sprache herauszuhalten. Jean-Jacques Rousseau schlug dagegen eine Beziehung von Stimme und Musik vor, die nicht nur die Phonetik und die Prosodie, sondern auch die gesamte Linguistik beeinflussen sollte, allerdings in einer anderen Richtung. Die Stimme war in der Musik schon immer eine bevorzugte Experimentalachse, die zugleich mit der Sprache und dem Klang spielt. Die Musik hat die Stimme und die Instrumente in vielen verschiedenen Weisen miteinander verbunden. Aber wenn die Stimme Gesang ist, besteht ihre Hauptaufgabe darin, den Ton "zu halten", so daß sie eine Konstanzfunktion erfüllt, die durch eine Note umschrieben und zugleich vom Instrument *begleitet* wird. Nur wenn sie auf die Klangfarbe bezogen wird, läßt sie eine Stimmlage erkennen, die sie sich selber gegenüber heterogen macht und ihr eine Fähigkeit zu kontinuierlicher Variation gibt: dann wird sie nicht mehr begleitet, sondern gehört zu einer musikalischen Maschine, die auf ein und derselben Klangebene die gesprochenen, gesungenen, lärmenden, instrumentalen und eventuell elektronischen Partien verlängert oder überlagert. Dies ist die Klangebene eines verallgemeinerten "Glissando", das die Bildung eines statistischen Raumes einschließt, in dem eine Variable keinen Mittelwert hat, sondern eine Frequenzwahrscheinlichkeit, die sie kontinuierlich mit den anderen Variablen variieren läßt.²⁴ *Visage* von Luciano Berio oder *Glossolie* von Dieter

24. So versucht auch Labov seinen Begriff von "variablen oder fakultativen Regeln" im Gegensatz zu konstanten Regeln zu definieren: nicht einfach nur eine festgestellte Frequenz, sondern eine spezifische Quantität, die die Wahrscheinlichkeit der Frequenz

Schnebel sind dafür typische Beispiele. Und, was auch immer Berio selber sagt, es geht weniger darum, mit Pseudo-Konstanten ein Trugbild der Sprache oder eine Metapher der Stimme zu produzieren, als vielmehr darum, jene neutrale, geheime Sprache ohne Konstanten zu erreichen, also jenen indirekten Diskurs, in dem der Synthesizer und das Instrument ebenso sprechen wie die Stimme und in dem die Stimme ebenso spielt wie das Instrument. Man darf allerdings nicht denken, die Musik könnte in einer mechanisch oder atomar gewordenen Welt nicht mehr singen, denn es ist vielmehr so, daß ein riesiger Variationskoeffizient alle phatischen, aphatischen, sprachlichen, poetischen, instrumentalen und musikalischen Partien ein und desselben Klanggefüges beeinflußt und mitreißt — "ein einfacher Schrei, der alle Stufen durchläuft" (Th. Mann). Die Variationsverfahren der Stimme sind zahlreich, und zwar nicht nur beim *Sprechgesang**, der durch Aufstieg und Abstieg unaufhörlich die Klanghöhe wechselt, sondern auch bei den zirkulären Atemtechniken oder in den Resonanzbereichen, bei denen mehrere Stimmen aus einem Mund zu kommen scheinen. Sowohl in der ernsten Musik wie in der Pop-Musik bekommen Geheimsprachen hier eine große Bedeutung. Ethnomusikwissenschaftler haben ganz außergewöhnliche Fälle entdeckt, zum Beispiel in Dahomey, wo manchmal ein erster diatonischer Vokalteil einem chromatischen Abstieg in eine Geheimsprache weicht und kontinuierlich von einem Ton zum nächsten gleitet und so ein Klangkontinuum in immer kleineren Intervallen moduliert, bis ein "Parlando" erreicht ist, bei dem alle Intervalle verschwimmen — und manchmal der diatonische Teil selber transponiert wird, indem er den chromatischen Ebenen einer Terrassenarchitektur folgt, wobei der Gesang manchmal vom Parlando unterbrochen wird, eine einfache Konversation ohne festgelegte Tonhöhe.²⁵ Es ist übrigens charakteristisch für Geheimsprachen, Argots, Jargons, Fachsprachen, Abzählverse und Marktschreie, daß sie sich weniger durch ihre lexikalischen Erfindungen oder rhetorischen Figuren auszeichnen als durch die Art und Weise, in der sie kontinuierliche Variationen an den alltäglichen Elementen der Sprache vornehmen. Sie sind chromatische Sprachen, die einer musikalischen Notation ganz nahe stehen. Eine Geheimsprache hat nicht nur eine Chiffre oder einen verborgenen Code, der noch mit einer Konstante arbeitet und ein Subsystem bildet; sie *variiert das Variablensystem der öffentlichen Sprache*.

Darauf wollten wir hinaus: eine verallgemeinerte Chromatik...

oder der Anwendung der Regel notiert (vgl. *Language in the Inner City*, Philadelphia 1972, S. 94ff.).

25. Vgl. den Aufsatz von Gilbert Rouget, "Un chromatisme africain", in *L'Homme*, September 1961 (dieser Ausgabe liegt die Schallplatte "Chants rituels Dahomey" bei).

Elemente jeder Art kontinuierlich variieren, das ist eine Vorgehensweise, die vielleicht neue Unterscheidungen entstehen läßt, aber keine für endgültig hält und keine vorwegnimmt. Ganz im Gegenteil, diese Vorgehensweise bezieht sich im Prinzip zugleich auf die Stimme, das Sprechen, die Sprache und die Musik. Es gibt keinen Grund, vorgängige und prinzipielle Unterscheidungen zu treffen. Die Linguistik befindet sich im allgemeinen immer noch in einer Art von Dur-Tonart, hat immer noch eine Art von diatonischer Tonleiter und eine seltsame Vorliebe für Dominanten, Konstanten und Universalien. Währenddessen befinden sich alle Sprachen in einer immanenten kontinuierlichen Variation: weder Synchronie noch Diachronie, sondern Asynchronie, Chromatik als variabler und kontinuierlicher Zustand der Sprache. Für eine chromatische Linguistik, die dem Pragmatismus seine Intensitäten und Werte verleiht.

Was man als Stil bezeichnet, kann die natürlichste Sache der Welt sein, nämlich der Vorgang einer kontinuierlichen Variation. Aber unter allen von der Linguistik aufgestellten Dualismen sind nur wenige so schwach begründet wie die Unterscheidung von Linguistik und Stilistik: da ein Stil keine individuelle psychologische Schöpfung, sondern ein Äußerungsgefüge ist, kann man ihn nicht daran hindern, eine Sprache in der Sprache zu bilden. Als Beispiel dafür eine willkürliche Zusammenstellung von Autoren, die wir schätzen: wir nennen noch einmal Kafka, Beckett, Gherasim Luca, Jean-Luc Godard... Man wird feststellen, daß sie alle mehr oder weniger zweisprachig sind: Kafka, der tschechische Jude schreibt deutsch; der Ire Beckett schreibt gleichzeitig englisch und französisch; Luca schreibt französisch und ist rumänischer Herkunft; Godard und sein Wille, Schweizer zu sein. Aber das ist nur nebensächlich, ein zufälliges Zusammentreffen, und Zufälle gibt es auch anderswo. Man wird auch feststellen, daß sie nicht nur oder in erster Linie Schriftsteller sind (Beckett und das Theater oder Fernsehen, Godard und das Kino, das Fernsehen, Luca und seine audiovisuellen Maschinen). Das liegt daran: wenn man die sprachlichen Elemente einer kontinuierlichen Variation unterwirft und eine innere Pragmatik in die Sprache einführt, dann ist man gezwungen, nicht-sprachliche Elemente, wie Gesten oder Instrumente, in der gleichen Weise zu behandeln, nämlich so, als ob die beiden Aspekte der Pragmatik sich auf derselben Variationslinie, im selben Kontinuum vereinigen würden. Mehr noch, vielleicht ist die Idee überhaupt zuerst von außen gekommen und die Sprache ist nur gefolgt, so wie bei den notwendigerweise äußeren Quellen eines Stils. Aber wesentlich ist, daß jeder dieser Autoren sein eigenes Produktionsverfahren hat, seine erweiterte Chromatik, seine verrückte Produktion von Geschwindigkeiten und Intervallen. Das schöpferische Stottern

von Gherasim Luca in seinem Gedicht "Passionnément".²⁶ Bei Godard, ein anderes Stottern. Im Theater: Bob Wilsons Flüstern ohne deutliche Hebung der Stimme, die auf- und absteigenden Variationen von Carmelo Bene.²⁷ Stottern, das ist einfach, aber der Stotterer der Sprache selber zu sein, das ist etwas ganz anderes, da werden alle sprachlichen Elemente variiert, und sogar auch die nichtsprachlichen Elemente, die Ausdrucksvariablen und die Inhaltsvariablen. Eine neue Form der Redundanz. UND... UND... UND... Es hat in der Sprache immer einen Kampf zwischen dem Verb "être" [sein] und der Konjunktion "et" [und] gegeben, zwischen *est* und *et*. Diese beiden Terme verstehen und vermischen sich nur zum Schein, denn der eine wirkt in der Sprache als Konstante und bildet die diatonische Tonleiter der Sprache, während der andere alles variiert und die Linien einer verallgemeinerten Chromatik bildet. Zwischen beiden schwankt alles hin und her. Englischen oder amerikanischen Schriftstellern war dieser Kampf und sein Einsatz, wie auch die Valenz des "et", stärker bewußt als den Franzosen.²⁸ Proust sagte: "Meisterwerke sind in einer Art von Fremdsprache geschrieben." Das ist das gleiche wie stottern, allerdings indem man Stotterer in der Sprache und nicht bloß beim Sprechen ist. Ein Fremder sein, aber in seiner eigenen Sprache, und zwar nicht nur, als ob man eine Fremdsprache spricht. Zweisprachig sein, vielsprachig, aber in ein und derselben Sprache, sogar ohne Dialekt oder Mundart. Ein Bastard sein, ein Mischling, aber durch Veredelung der Rasse. Dann produziert der Stil Sprache. Dann wird die Sprache intensiv, ein reines Kontinuum von Werten und Intensitäten. Dann wird jede Sprache geheim, und hat dennoch nichts zu verbergen, dann braucht man kein geheimes Subsystem innerhalb der Sprache auszutüfteln. Zu diesem Ergebnis kommt man nur durch Nüchternheit, durch schöpferische Subtraktion. Die kontinuierliche Variation kennt nur asketische Linien, ein bißchen Gras und klares Wasser.

26. Vgl. Gherasim Luca, *Le chant de la carpe*, Paris 1973; und die von Givaudan herausgegebene Schallplatte, auf der G. Luca das Gedicht "Passionnément" spricht.

27. Vgl. Gilles Deleuze, *Kleine Schriften*, übers. von K. D. Schacht, Berlin 1980, S. 37-74.

28. In der englischen Literatur spielt das "und", *and*, eine besonders wichtige Rolle, und zwar nicht nur wegen des Alten Testaments, sondern auch wegen der "Minderheiten", die mit dieser Sprache umgehen: erwähnt sei, unter anderem, der Fall von J. M. Synge (siehe die Bemerkungen von François Regnault über die Beiordnung im Anglo-Irischen in der französischen Übersetzung von *Playboy of the Western World*, *Baladin du monde occidental*, Paris, Bibliothèque du Graphe). Man darf sich nicht darauf beschränken, das "und" als eine Konjunktion zu analysieren; es ist vielmehr eine ganz spezielle Form jeder möglichen Konjunktion, die eine Sprachlogik ins Spiel bringt. Man findet im Werk von Jean Wahl eine grundlegende Überlegung über diese Bedeutung des "et" und darüber, wie es das Primat des Verbes "être" in Frage stellt.

Man kann jede beliebige sprachliche Variable nehmen und sie auf einer zwangsläufig virtuellen kontinuierlichen Linie zwischen zwei Zuständen dieser Variablen variieren lassen. Wir befinden uns nicht mehr in der Lage von Linguisten, die darauf warten, daß die Konstanten der Sprache eine Art von Mutation erfahren oder der Wirkung der im schlichten Sprechen angesammelten Veränderungen ausgesetzt sind. Veränderungs- oder Schöpfungslinien sind Bestandteil der abstrakten Maschine, und zwar voll und direkt. Hjelmslev hat einmal bemerkt, daß eine Sprache zwangsläufig unausgeschöpfte Möglichkeiten enthält und daß die abstrakte Maschine diese Möglichkeiten oder Potentiale verstehen können muß.²⁹ Das "Potentielle", "Virtuelle", steht gerade nicht im Gegensatz zum Realen; ganz im Gegenteil, die Realität des Kreativen, die kontinuierliche Variierung von Variablen, ist nur der aktuellen Determination ihrer konstanten Beziehungen entgegengesetzt. Immer wenn wir eine Variationslinie ziehen, haben die Variablen einen bestimmten Charakter, sie sind phonologisch, syntaktisch oder grammatikalisch, semantisch etc., aber die Linie selber ist apertinent, asyntaktisch oder agrammatisch, asemantisch. Die Agrammatikalität ist zum Beispiel nicht mehr eine dem Sprechen kontingente Eigenheit, die der Grammatikalität der Sprache entgegensteht, sondern im Gegenteil die ideale Eigenheit der Linie, die die grammatischen Variablen in einen Zustand kontinuierlicher Variation versetzt. Nehmen wir zum Beispiel eine Analyse von Nicolas Ruwet über einige besondere Wendungen von Cummings, *he danced his did* oder *they went their came*. Man kann die Variationen rekonstruieren, die die grammatikalischen Variablen virtuell durchlaufen, um zu solchen agrammatikalischen Ausdrücken zu kommen (*he did his dance, he danced his dance, he danced what he did..., they went as they came, they went their way...*)³⁰. Trotz der strukturalen Interpretation von Ruwet darf man nicht glauben, daß der atypische Ausdruck durch korrekt aufeinanderfolgende Formen produziert wird. Es ist vielmehr so, daß dieser Ausdruck die Variierung von korrekten Formen in Gang setzt und sie aus ihrem Zustand von

29. Louis Hjelmslev, *Die Sprache. Eine Einführung*, übers. von Otmar Werner, Darmstadt 1968, S. 50ff.

30. Nicolas Ruwet, "Parallélisme et déviations en poésie", in *Langue, discours, société. Pour Emile Benveniste*, Paris 1975. Ruwet untersucht das Gedicht 29 in den *Fifty Poems* von E. E. Cummings (New York 1940); er liefert eine eingeschränkte und strukturalistische Interpretation dieses Variationsphänomens, indem er den Begriff des "Parallelismus" heranzieht; in anderen Texten verringert er die Reichweite dieser Variationen, indem er sie auf marginale Übungen bezieht, die nicht die wirklichen Veränderungen in der Sprache betreffen; sein Kommentar selber scheint uns aber über all diese interpretatorischen Beschränkungen hinauszugehen.

Konstanten herausreißt. Der atypische Ausdruck bildet einen Deterritorialisierungsrand der Sprache, er spielt die Rolle eines *Tensors*, das heißt er bewirkt, daß die Sprache zu einer Grenze ihrer Elemente, Formen oder Begriffe tendiert, zu einem Diesseits oder Jenseits der Sprache. Der Tensor bewirkt eine Art von Transivierung des Satzes, so daß der letzte Term auf den vorhergehenden reagiert und die ganze Kette rückwärts durchläuft. Er sichert einen intensiven und chromatischen Umgang mit der Sprache. Ein so einfacher Ausdruck wie UND... kann in jeder Sprache die Rolle eines Tensors spielen. In diesem Sinne ist UND weniger eine Konjunktion als der atypische Ausdruck aller möglichen Konjunktionen, die er kontinuierlich variiert. Auch der Tensor läßt sich weder auf eine Konstante noch auf eine Variable reduzieren, sondern er sichert die Variation der Variablen, indem er jedesmal den Wert der Konstante abzieht (n-1). Tensoren stimmen mit keiner linguistischen Kategorie überein; sie sind pragmatische Werte, die sowohl für Äußerungsgefüge wie für indirekte Diskurse wesentlich sind.³¹

Man geht bisweilen davon aus, daß diese Variationen nicht die alltägliche Schöpfungsarbeit in der Sprache ausdrücken, sondern marginal sind und Dichtern, Kindern und Verrückten vorbehalten bleiben. Das liegt daran, daß man die abstrakte Maschine durch Konstanten definieren will, die von da an nur noch sekundär durch eine Kumulation oder durch eine syntagmatische Mutation verändert werden können. Aber die abstrakte Maschine ist nicht universell oder gar allgemein, sie ist einzigartig; sie ist nicht aktuell, sondern virtuell-real; sie hat keine obligatorischen oder invariablen Regeln, sondern fakultative Regeln, die unaufhörlich mit der Variation selber variieren, wie in einem Spiel, bei dem jeder Zug die Regeln verändert. Daher die Komplementarität von abstrakten Maschinen und Äußerungsgefügen, die Präsenz der einen in den anderen. Die abstrakte Maschine ist so etwas wie das Diagramm eines Gefüges. Sie zieht die Linien der kontinuierlichen Variation, während das konkrete Gefüge mit Variablen umgeht und ihre ganz unterschiedlichen Beziehungen abhängig von diesen Linien organisiert. Das Gefüge setzt die Variablen je nach diesem oder jenem Grad der Deterritorialisierung auf dieser oder jener Variationsebene um und bestimmt, welche Variablen in konstante Beziehungen treten oder obligatorischen Regeln gehorchen, und welche der Variation als veränderliche Materie dienen. Man darf daraus allerdings nicht folgern, daß das Gefüge der abstrakten Maschine nur einen gewissen Widerstand oder eine gewisse

31. Vgl. Vidal Sephiha, "Introduction à l'étude de l'intensif", *Langages*, Nr. 29, März 1973. Das ist eine der ersten Studien über die atypischen Tensionen und Variationen der Sprache, so wie sie vor allem in sogenannten Minderheitensprachen vorkommen.

Trägheit entgegensetzt; denn auch die "Konstanten" sind für die Bestimmung der Virtualitäten wichtig, die die Variation durchläuft; auch sie selber werden fakultativ ausgewählt. Auf einer bestimmten Ebene gibt es zwar Blockierungen und Widerstand, aber auf einer anderen Ebene des Gefüges gibt es nur noch ein Hin- und Herschalten zwischen den verschiedenen Variationstypen und Durchgänge, die in beiden Richtungen durchlaufen werden: die Variablen setzen die abstrakte Maschine gleichzeitig mit der Gesamtheit all ihrer Beziehungen in Gang. Es gibt daher keinen Grund, eine kollektive und konstante Sprache von variablen und individuellen Sprechakten zu unterscheiden. Die abstrakte Maschine ist immer singular, sie wird mit dem Eigennamen einer Gruppe oder eines Individuums bezeichnet, während das Äußerungsgefüge immer kollektiv ist, im Individuum wie in der Gruppe. Die abstrakte Lenin-Maschine und das kollektive Bolschewikengefüge... Das gleiche gilt in Literatur und Musik. Es gibt kein Primat des Individuums, sondern nur die unauflösbare Einheit eines einzigartigen Abstrakten und eines kollektiven Konkreten. Die abstrakte Maschine existiert ebensowenig unabhängig vom Gefüge, wie das Gefüge unabhängig von der Maschine funktioniert.

IV. "MAN KANN SPRACHE NUR UNTER DER VORAUSSETZUNG EINER STANDARD- ODER HOCHSPRACHE WISSENSCHAFTLICH UNTERSUCHEN."

Wenn allgemein bekannt ist, daß eine Sprache eine heterogene variable Realität ist, was bedeutet dann der Anspruch der Linguisten, ein homogenes System zu entwerfen, um eine wissenschaftliche Untersuchung möglich zu machen? Es geht darum, aus den Variablen einen Komplex von Konstanten herauszulösen oder konstante Beziehungen zwischen den Variablen zu bestimmen (das sieht man bereits bei der Kommutativität der Phonologen). Aber das wissenschaftliche Modell, durch das die Sprache zu einem Studienobjekt gemacht wird, kann nur mit Hilfe eines politischen Modells geschaffen werden, durch das die Sprache homogenisiert, zentralisiert und standardisiert wird, durch das sie zu einer dominierenden Hochsprache der Macht wird. Der Linguist mag sich ruhig auf die Wissenschaft berufen, auf nichts anderes als reine Wissenschaft — es wäre nicht das erste Mal, daß die Ordnung der Wissenschaft die Erfordernisse einer anderen Ordnung garantiert. Was ist die Grammatikalität, was ist das Zeichen S, das kategoriale Symbol, das die Aussagen dominiert? Es ist in erster Linie eine Markierung der Macht und dann erst eine syntaktische Markierung, und die Chomskyschen Bäume stellen konstante Beziehungen zwischen Variablen der Macht her. Die Bildung von grammatisch korrekten Sätzen ist für das normale Individuum die

Voraussetzung für jede Unterwerfung unter die gesellschaftlichen Gesetze. Keiner kann die Grammatikalität ignorieren; wer es dennoch tut, wird speziellen Institutionen ausgeliefert. Die Einheit einer Sprache ist in erster Linie politisch. Es gibt keine Muttersprache, sondern nur die Machtergreifung einer dominanten Sprache, die manchmal auf breiter Front vorrückt und sich manchmal simultan auf verschiedene Zentren stürzt. Es gibt verschiedene Methoden zur Zentralisierung und Homogenisierung der Sprache: die republikanische ist nicht zwangsläufig die gleiche wie die royalistische, und trotzdem ist sie nicht weniger hart.³² Und immer wird das wissenschaftliche Vorhaben, Konstanten und konstante Beziehungen auszumachen, durch die politische Absicht gesteigert, sie denjenigen, die sprechen, aufzudrängen und Befehle oder Kennworte zu übermitteln.

*Speak white and loud
ja, was für eine wunderbare Sprache
um Leute einzustellen
um Befehle zu geben
um die Stunde des Todes bei der Arbeit festzulegen
und die erholsame Pause...*

Muß man also zwei Arten von Sprachen unterscheiden, "hohe" und "niedere", majoritäre und minoritäre, Haupt- und Nebensprachen? Die einen würden durch die Macht der Konstanten definiert und die anderen durch die Fähigkeit zur Variation. Wir wollen allerdings nicht

32. Zur Ausdehnung und Verbreitung von Sprachbefunden wie "Öllachen" oder "Luftlandtruppen" siehe Bertil Malmberg, *Nya vägar inom språkforskningen*, Stockholm 1964, engl. Übers. *New Trends in Linguistics*, Stockholm 1964, Kap. III (in dem er sich auf die sehr wichtigen Studien von N. Lindqvist über die Dialektforschung bezieht). Es fehlen allerdings noch vergleichende Studien über die Art und Weise, in der Homogenisierungen und Zentralisierungen in dieser oder jener Hochsprache vor sich gehen. In dieser Hinsicht verläuft die Sprachgeschichte des Französischen ganz anders als die des Englischen; das gleiche gilt für das Verhältnis zur Schrift als Form der Homogenisierung. Für das Französische, die zentralisierte Sprache par excellence, siehe die Untersuchung von M. de Certeau, D. Julia und J. Revel, *Une politique de la langue*, Paris 1975. Diese Untersuchung beschäftigt sich mit einer sehr kurzen Phase am Ende des 18. Jahrhunderts um den Abbé Grégoire und hebt zwei unterschiedliche Momente hervor: eines, bei dem die Zentralsprache sich den ländlichen Dialekten widersetzt, so wie die Stadt dem Land und die Hauptstadt der Provinz; ein zweites, bei dem sie sich den "feudalen Idiomen", aber auch der Sprache der Emigranten widersetzt, so wie die Nation sich allem widersetzt, was ausländisch oder feindlich ist (S. 160ff.: "Es ist auch offensichtlich, daß die Ablehnung von Dialekten aus einem technischen Unvermögen resultiert, stabile Gesetze in der Oralität und in der regionalen Redeweise auszumachen").

einfach die Einheit einer Hauptsprache einer Vielzahl von Dialekten gegenüberstellen. Es ist vielmehr so, daß jeder Dialekt von einer Transitions- und Variationszone beeinflusst wird oder besser gesagt, daß jede Nebensprache von einer im eigentlichen Sinne dialekthaften Variationszone beeinflusst wird. Nach Malmberg findet man auf den Dialektkarten nur selten klare Grenzen und meistens angrenzende und ineinanderübergehende Zonen der Ununterscheidbarkeit. Man hat auch gesagt, daß "die Sprache in Quebec so reich an regionalen Akzent-Modulationen und -Variationen, sowie an klanglichen Akzentspielen ist, daß es manchmal, ohne zu übertreiben, eher angezeigt wäre, sie durch die musikalische Notenschrift aufzuzeichnen anstatt durch das ganze System der Orthographie."³³ Schon der Begriff Dialekt ist sehr unklar. Überdies ist er relativ, da man wissen muß, im Verhältnis zu welcher Hauptsprache er seine Funktion erfüllt: so ist die Sprache in Quebec nicht nur im Verhältnis zum Standardfranzösisch einzuordnen, sondern auch im Verhältnis zum Hochenglisch, aus dem sie alle möglichen phonetischen und syntaktischen Elemente entlehnt, um sie zu variieren. Die Bantu-Dialekte sind nicht nur im Verhältnis zu einer Muttersprache einzuordnen, sondern auch im Verhältnis zum Afrikaans als Hauptsprache und zum Englischen als Gegen-Hauptsprache, die von den Schwarzen bevorzugt wird.³⁴ Kurz gesagt, nicht der Begriff des Dialekts erhellt den der Minderheiten- oder Nebensprache, sondern die Nebensprache definiert umgekehrt durch ihre eigenen Variationsmöglichkeiten die Dialekte. Wozu muß man denn überhaupt zwischen Haupt- und Nebensprachen unterscheiden, indem man sich entweder in die regionale Situation einer Zweisprachigkeit oder einer Vielsprachigkeit versetzt, die zumindest eine dominierende Sprache und eine dominierte Sprache enthält, oder indem man die weltweite Situation betrachtet, in der bestimmte Sprachen im Verhältnis zu anderen eine imperialistische Macht haben (wie heute die Rolle des Anglo-Amerikanischen)?

Zumindest zwei Gründe hindern uns daran, diese Sichtweise zu teilen. Wie Chomsky bemerkt, ist ein Dialekt, eine Gettosprache oder eine minoritäre Sprache nicht immun gegen die Art von Behandlung, die aus ihr ein homogenes System macht und Konstanten herauslöst: das *black-english* hat sehr wohl eine eigene Grammatik, die nicht als

33. Vgl. Michèle Lalonde, in *Change*, Nr. 30, März 1977, wo man auch das obenstehende Gedicht "Speak white" und ein Manifest über die Sprache in Quebec findet.

34. Über die komplizierte Situation des Afrikaans siehe das schöne Buch von Breyten Breytenbach, *Feu froid*, Paris 1976; eine Studie von G. M. Lory (S. 101-107) macht die Vorgehensweise von Breytenbach deutlich, die Gewalttätigkeit seines poetischen Umgangs mit der Sprache und seinen Willen, ein "Bastard mit einer Bastardsprache" zu sein.

eine Summe von Fehlern und Verstößen gegenüber dem Standardenglisch definiert werden kann, sondern diese Grammatik kann nur untersucht werden, indem man bei ihr die gleichen Untersuchungsregeln anwendet wie beim Standardenglisch. In diesem Sinne scheinen die Begriffe von hoch und nieder oder von minoritär und majoritär linguistisch in keiner Weise von Interesse zu sein. Obwohl das Französische seine Funktion als weltweite Hochsprache verliert, verliert es nichts von seiner Konstanz und Homogenität, von seiner Zentralisierung. Umgekehrt hat das Afrikaans seine Homogenität gewonnen, als es eine lokale Niedersprache im Kampf gegen das Englische war. Sogar politisch, und vor allem politisch ist kaum zu verstehen, wie die Vertreter einer Niedersprache vorgehen könnten, ohne ihr — wenn auch nur durch die Schrift — die Konstanz und Homogenität zu geben, die aus ihr lokal eine Hochsprache machen, die eine offizielle Anerkennung erzwingen kann (daher die politische Rolle von Schriftstellern, die die Rechte einer Niedersprache aufwerten wollen). Aber es scheint, daß das entgegengesetzte Argument noch stichhaltiger ist: je mehr eine Sprache die Eigenschaften einer Hochsprache aufweist oder erlangt, desto mehr unterliegt sie kontinuierlichen Variationen, die sie in eine "Nieder"-Sprache verwandeln. Es ist vergeblich, den weltweiten Imperialismus einer Sprache zu kritisieren, indem man auf die Schäden verweist, die sie anderen Sprachen zufügt (zum Beispiel die Kritik der Puristen am Einfluß des Englischen, die spießbürgerliche oder akademische Verteufelung des "Franglais"). Denn eine Sprache wie das Englische oder Amerikanische kann nicht weltweit führend sein, ohne von allen Minoritäten der Welt mit ganz unterschiedlichen Variationsverfahren bearbeitet zu werden. Die Art und Weise zum Beispiel, in der das Gälische, also das Anglo-Irische, das Englische variiert. Oder die Art und Weise, in der das *black-english* oder die "Getto"-Sprachen das Amerikanische variieren lassen, bis zu dem Punkt, daß New York beinahe eine Stadt ohne eigene Sprache ist. (Mehr noch, das Amerikanische hätte in seiner Unterschiedlichkeit zum Englischen ohne diese Spracharbeit der Minderheiten gar nicht entstehen können.) Oder auch die Sprachsituation im alten Österreich: das Deutsche ist eine Hochsprache nur im Verhältnis zu den Minderheiten, deren Einfluß bewirkt, daß es im Verhältnis zum Deutsch der Deutschen eine Niedersprache ist. Es gibt also keine Sprache, die nicht ihre inneren, endogenen, inner-sprachlichen Minderheiten hätte. Das geht auf der allgemeinsten Ebene der Linguistik so weit, daß die Positionen von Chomsky und Labov unaufhörlich ineinander übergehen und ausgetauscht werden. Chomsky kann sagen, daß sogar eine Niedersprache, ein Dialekt oder eine Gettosprache, nur unter der Voraussetzung studiert werden kann, daß man die Invarianten herausarbeitet und die "extrinsischen oder

gemischten" Variablen eliminiert; und Labov kann antworten, daß selbst eine Hoch- und Standardsprache nicht unabhängig von den "inhärenten" Variationen studiert werden kann, die eben weder vermisch noch äußerlich sind. *Es gibt kein homogenes System, das nicht immer noch oder früher schon von einer immanenten, kontinuierlichen und geregelten Variation bearbeitet würde* (warum tut Chomsky so, als würde er das nicht begreifen?).

Es gibt also nicht zwei Arten von Sprache, sondern nur zwei mögliche Umgangsweisen mit ein und derselben Sprache. Entweder behandelt man die Variablen so, daß man aus ihnen Konstanten und konstante Beziehungen extrahiert, oder so, daß man sie in einen Zustand kontinuierlicher Variation versetzt. Wir haben manchmal unrecht gehabt, wenn wir so getan haben, als ob es Konstanten neben den Variablen geben würde, sprachliche Konstanten neben den Variablen der Äußerung: das geschah nur, weil es die Darstellung erleichterte. Denn es ist evident, daß die Konstanten aus den Variablen selber gezogen werden; Universalien als solche existieren in der Linguistik ebensowenig wie in der Ökonomie, und sie stammen immer aus einer Universalisierung oder Uniformisierung, die sich auf Variablen stützt. *Die Konstante ist der Variablen nicht entgegengesetzt*, sie ist nur ein Umgang mit Variablen, der der anderen Umgangsweise entgegengesetzt ist, nämlich der kontinuierlichen Variation. Die sogenannten obligatorischen Regeln entsprechen der ersten Umgangsweise, während die fakultativen Regeln die Konstruktion eines Variationskontinuums betreffen. Mehr noch, es gibt eine bestimmte Anzahl von Kategorien oder Unterscheidungen, die nicht herangezogen werden können, die als Grundlage für Einwände nutzlos und nicht anwendbar sind, da sie bereits die erste Umgangsweise voraussetzen und der Suche nach Konstanten ganz und gar untergeordnet sind: so zum Beispiel der Gegensatz von Sprache und Sprechen; von Synchronie und Diachronie; von Kompetenz und Performanz; von distinktiven Merkmalen und nicht distinktiven (oder sekundär distinktiven) Merkmalen. Denn die nicht distinktiven, pragmatischen, stilistischen und prosodischen Merkmale sind nicht nur allgegenwärtige Variablen, die sich von der Anwesenheit oder Abwesenheit einer Konstante unterscheiden; sie sind keine supra-linearen oder "suprasegmentären" Elemente, die sich von linearen segmentären Elementen unterscheiden: gerade ihre Eigenheiten verleihen ihnen die Macht, alle Elemente der Sprache in einen Zustand kontinuierlicher Variation zu versetzen — so die Einwirkung des Klangs auf die Phoneme, des Akzentes auf die Morpheme, der Intonation auf die Syntax. Es sind also keine sekundären Merkmale, sondern es ist eine andere Umgangsweise mit der Sprache, die nicht mehr mit vorgegebenen Kategorien vorgeht.

Mit "hoch" und "nieder", "majoritär" und "minoritär" werden nicht zwei Sprachen beschrieben, sondern zwei Gebrauchsweisen oder Funktionen der Sprache. Die Zweisprachigkeit hat sicher eine exemplarische Bedeutung, aber wiederum nur aus Bequemlichkeit. Im österreichischen Kaiserreich war das Tschechische im Verhältnis zum Deutschen eine minoritäre Sprache; aber das Pragerdeutsch funktionierte im Verhältnis zum Deutsch in Wien oder Berlin seinerseits bereits wie eine minoritäre Sprache; und wenn Kafka, der tschechische Jude, deutsch schreibt, dann ist das ein Deutsch, dem er die schöpferische Behandlung durch eine minoritäre Sprache angedeihen läßt, indem er ein Variationskontinuum schafft und alle Variablen einsetzt, um gleichzeitig die Konstanten zurückzudrängen und die Variationen zu erweitern: die Sprache zum Stottern oder zum "Schreien" bringen..., die Tensoren in jeder, auch der geschriebenen, Sprache entfalten und daraus Schreie, Geheul, Höhen, Längen, Klangfarben, Akzente und Intensitäten ziehen. Man hat häufig zwei zusammengehörende Tendenzen der sogenannten minoritären Sprachen hervorgehoben: nämlich zum einen eine Verarmung, einen Verlust an syntaktischen oder lexikalischen Formen; und zum anderen zugleich eine seltsame Zunahme von wechselnden Effekten, eine Vorliebe für die Überfrachtung und die Paraphrase. Das gilt sowohl für das Pragerdeutsch, das *black-english* und die Sprache in Quebec. Aber abgesehen von seltenen Ausnahmen ist die Interpretation der Linguisten eher böswillig gewesen und haben die wesensgleiche Armut und Geziertheit betont. Die angebliche Armut ist tatsächlich eine Restriktion von Konstanten, so wie die Überfrachtung eine Ausweitung von Variationen ist, um ein Kontinuum zu entfalten, das alle Komponenten mitreißt. Diese Armut ist kein Manko, sondern eine Leere oder Ellipse, die bewirkt, daß man eine Konstante skizziert, ohne sich auf sie einzulassen, oder daß man sich ihr von oben oder von unten nähert, ohne sich wirklich in ihr einzurichten. Und diese Überfrachtung ist keine rhetorische Figur, keine Metapher oder symbolische Struktur, sondern eine bewegliche Paraphrase, die ein Beweis für die nicht lokalisierte Präsenz einer indirekten Rede im Kern jeder Aussage ist. Auf beiden Seiten findet sich eine Ablehnung von Bezugspunkten, eine Auflösung der konstanten Form zugunsten von dynamischen Differenzen. Und je näher eine Sprache einem solchen Zustand kommt, um so näher steht sie nicht nur der musikalischen Notation, sondern der Musik selber.³⁵

35. Zu diesem Doppelaspekt von minoritärer Sprache, Ellipse-Verkürzung und Variation-Überfrachtung, gibt es eine Reihe von exemplarischen Untersuchungen: die von Klaus Wagenbach über das Pragerdeutsch am Anfang des 20. Jahrhunderts (*Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend*, Bern 1958); Pasolinis Studie, in der gezeigt wird,

Abziehen und variieren, kürzen und variieren, das ist ein und derselbe Vorgang. Es gibt keine Verkürzung und keine Überfrachtung, die die minoritären Sprachen im Verhältnis zu einer Hoch- oder Standardsprache charakterisieren würde; es gibt eine Nüchternheit und Variation, die so etwas wie ein eingeschränkter Umgang mit der Standardsprache sind, ein Minoritär-Werden der Hochsprache. Das Problem liegt nicht in einer Unterscheidung von Hoch- und Niedersprache, sondern im Unterschied des Werdens. Es geht nicht darum, sich durch einen Dialekt oder über eine Mundart zu reterritorialisieren, sondern die Hochsprache zu deterritorialisieren. Schwarze Amerikaner stellen das *black* dem Englisch nicht gegenüber, sie machen mit dem Amerikanischen, das ihre eigene Sprache ist, ein *black-english*. Minoritäre Sprachen als solche gibt es nicht: es gibt sie nur im Verhältnis zu einer Hochsprache, und sie besetzen diese Sprache auch, damit sie selber minoritär wird. Jeder muß die minoritäre Sprache, den Dialekt oder Idiolekt finden, von wo aus er seine eigene Hochsprache zur Niedersprache macht. Darin liegt die Stärke der Autoren, die man als Vertreter einer Minderheiten- oder Niedersprache bezeichnet und die dennoch die Größten sind, die einzigen Großen: die eigene Sprache erobern zu müssen, bedeutet, diese Nüchternheit beim Umgang mit der Hochsprache zu erlangen, um sie in einen Zustand kontinuierlicher Variation zu versetzen (das Gegenteil eines Regionalismus). Man ist in seiner eigenen Sprache zwei- oder vielsprachig. Die Hochsprache erobern, um in ihr noch unbekannte Niedersprachen zu entwerfen. Die Niedersprache benutzen, um die Hochsprache *auf Trab zu bringen*. Der Autor, der in einer Niedersprache schreibt, ist ein Fremder in seiner eigenen Sprache. Wenn er ein Bastard ist, wenn er sich als Bastard sieht, so liegt das nicht an der Vermischung oder Vermengung von Sprachen, sondern vielmehr an der Subtraktion und

daß das Italienische nicht auf einer Standard- oder Durchschnittsebene entstanden ist, sondern in zwei simultane Richtungen explodiert ist, "nach oben und nach unten", vereinfachtes Material und expressive Übersteigerung (*Ketzererfahrungen*, a.a.O.); J. L. Dillard beschreibt die doppelte Tendenz des *black-english*, einerseits auslassen, verlieren oder entrümpeln, andererseits überfrachten, ein "fancy talk" entwickeln (*Black English*, New York 1972). Wie Dillard bemerkt, gibt es im Verhältnis zur Standardsprache keinerlei Unterlegenheit, sondern eine Korrelation von zwei Bewegungen, die der Standardebene der Sprache zwangsläufig entgehen. Auch LeRoi Jones zeigt am Beispiel des *black-english*, in welchem Maße sich diese beiden zusammengehörigen Richtungen der Sprache der Musik nähern (*Blues People. Schwarze und ihre Musik im weißen Amerika*, übers. von einem Berliner Studentenkollektiv, Darmstadt 1969, S. 38-39 und das ganze 3. Kapitel). Auf einer allgemeineren Ebene sei an Pierre Boulez' Untersuchung einer musikalischen Doppelbewegung, Auflösung der Form, dynamische Überfrachtung oder Wucherung erinnert: *Wille und Zufall*, übers. von Josef Häusler und Hans Mayer, Stuttgart-Zürich 1977, S. 15-17.

Variation seiner eigenen Sprache, die er erreicht, indem er sie mit Tensoren durchzieht.

Der Begriff der *Minorität* mit seinen musikalischen, literarischen, sprachlichen, aber auch juristischen und politischen Bezügen ist sehr komplex. Minorität und Majorität sind nicht nur in quantitativer Weise entgegengesetzt. Majorität impliziert eine Ausdrucks- oder Inhaltskonstante, die so etwas wie ein Maßstab ist, anhand dessen sie bewertet wird. Nehmen wir an, daß die Konstante oder der Maßstab der männliche-weiße-erwachsene-Mann wäre, der Städte bewohnt und irgendeine europäische heterosexuelle Standardsprache spricht (der *Ulysses* von Joyce oder Ezra Pound). Es ist offensichtlich, daß "der Mann" die Majorität hat, selbst wenn er weniger zahlreich ist als Mücken, Kinder, Frauen, Schwarze, Bauern, Homosexuelle etc. Er kommt nämlich zweimal vor, einmal in der Konstante und einmal in der Variablen, aus der man die Konstante gewinnt. Die Majorität setzt einen Zustand der Macht oder der Beherrschung voraus und nicht umgekehrt. Sie setzt den Maßstab voraus und nicht umgekehrt. Selbst der Marxismus "hat die Hegemonie nahezu immer aus der Sicht des qualifizierten, nationalen, männlichen Arbeiters von mehr als fünfunddreißig Jahren übersetzt".³⁶ Eine andere Bestimmung als die der Konstante wurde also als minoritär angesehen, ganz gleich welcher Art und wie groß sie war, das heißt, sie wurde als ein Sub-System oder Außensystem betrachtet. Das wird recht deutlich bei allen Wahlen oder anderen Vorgängen, bei denen man uns nur unter der Voraussetzung die Wahl läßt, daß wir uns an die Grenzen der Konstante halten ("ihr habt nicht über die Veränderung der Gesellschaft abzustimmen..."). Und an diesem Punkt kehrt sich alles um. Denn die Majorität ist in dem Maße, wie man sie analytisch in einem abstrakten Maßstab begreift, niemals Niemand, sondern immer Jemand — Ulysses —, während die Minorität das Werden von Jedermann ist, sein mögliches Werden in dem Maße, in dem er vom Modell abweicht. Es gibt eine majoritäre "Tatsache", aber es handelt sich dabei um die analytische Tatsache von Jemandem, der sich dem Minoritär-Werden von Jedermann widersetzt. Deshalb müssen wir folgendes unterscheiden: das Majoritäre als homogenes und konstantes System, die Minoritäten als Sub-Systeme und das Minoritäre als mögliches, kreatives und geschaffenes Werden. Es geht niemals darum, die Majorität zu erringen, auch nicht, indem man eine neue Konstante bildet. Es gibt kein Majoritär-Werden, Majorität ist niemals ein Werden. Es gibt nur ein minoritäres Werden. Frauen sind, ganz gleich wie groß ihre Zahl ist, eine Minorität, die als Zustand oder Unter-Menge definiert werden kann; und sie sind nur schöpferisch, wenn sie

36. Yann Moulier, Vorwort zu *Ouvriers et Capital* von Mario Tronti, Paris 1977.

ein Werden möglich machen, über das sie nicht verfügen und in das sie selber eintreten müssen, ein Frau-Werden, das den Menschen als Ganzen betrifft. Das gleiche gilt für minoritäre Sprachen: sie sind nicht nur einfach Unter-Sprachen, Idiolekte oder Dialekte, sondern Potentiale, die die Hochsprache mit all ihren Dimensionen und Elementen zu einem Minoritär-Werden bringen. Man muß daher die Niedersprachen, die Hochsprache und das Minoritär-Werden der Hochsprache unterscheiden. Gewiß, Minoritäten sind objektiv definierbare Zustände, Zustände der Sprache, der Ethnie oder des Geschlechts, und zwar mit ihren Getto-Territorialitäten; aber sie müssen auch als Keime betrachtet werden, als Kristalle des Werdens, die nur eine Bedeutung haben, wenn sie unkontrollierbare Bewegungen und Deterritorialisierungen des Durchschnitts oder der Mehrheit auslösen. Deshalb zeigte Pasolini, daß das Wesentliche gerade in der freien indirekten Rede weder in einer Sprache A noch in einer Sprache B liegt, sondern "in einer Sprache X, die nichts anderes ist als die Sprache A, die tatsächlich im Begriff ist, zu einer Sprache B zu werden".³⁷ Es gibt eine auf der ganzen Welt verbreitete Gestalt des minoritären Bewußtseins als Werden von Jedermann, und dieses Werden ist Schöpfung. Und dahin gelangt man nicht, indem man die Majorität erringt. Diese Gestalt ist gerade die kontinuierliche Variation, und zwar als Amplitude, die die repräsentative Schwelle des majoritären Standards ständig überschreitet, durch Unter- oder Über-treibung. Indem man die Gestalt eines universellen minoritären Bewußtseins schafft, wendet man sich an die Kräfte des Werdens, die aus einem anderen Bereich stammen als aus der Macht oder der Beherrschung. Die kontinuierliche Variation konstituiert das Minoritär-Werden von Jedermann, und zwar im Gegensatz zur majoritären Tatsache von Jemandem. Das minoritäre Werden als universelle Gestalt des Bewußtseins heißt Autonomie. Man wird sicherlich nicht revolutionär, weil man eine minoritäre Sprache als Dialekt benutzt, weil man für den Regionalismus eintritt oder ein Getto bildet. Man erfindet vielmehr ein unvorhersehbares spezifisches autonomes Werden, indem man viele minoritäre Elemente benutzt und verbindet.³⁸

37. P. P. Pasolini, *Ketzererfahrungen*, a.a.O.

38. Vgl. das Manifest des "Strategie-Kollektivs" zur Sprache in Quebec, in *Change*, Nr. 30, März 1977: es kritisiert "den Mythos der subversiven Sprache", als ob es genügen würde, eine Minorität zu sein, um schon eine revolutionäre Position zu haben ("diese mechanistische Gleichung beruht auf einem populistischen Verständnis der Sprache. (...) Nur weil ein Individuum die Sprache der Arbeiterklasse spricht, vertritt es noch lange nicht die Position dieser Klasse. (...) Die These, daß das franco-kanadische *Joual* eine subversive, gegen-kulturelle Kraft besitzt, ist völlig idealistisch"; S. 188).

Der hohe und der niedere Modus sind zwei Umgangsweisen mit der Sprache: der eine besteht darin, ihr Konstanten zu entziehen, und der andere darin, sie in kontinuierliche Variation zu versetzen. Der Befehl ist eine Variable der Äußerung, die die Bedingung der Möglichkeit von Sprache erfüllt und den Gebrauch ihrer Elemente der einen oder anderen Umgangsweise entsprechend definiert; man muß daher auf den Befehl (oder das Kennwort) zurückkommen, da er die einzige "Metasprache" ist, die diesen doppelten Kurs, diesen doppelten Umgang mit Variablen berücksichtigen kann. Das Problem der Funktionen der Sprache wird im allgemeinen deshalb falsch formuliert, weil man diese Befehls-Variable, die sich alle möglichen Funktionen unterordnet, beiseite läßt. Wenn wir den Hinweisen Canettis folgen, können wir von der folgenden pragmatischen Situation ausgehen: der Befehl ist ein Todesurteil, er impliziert immer ein Todesurteil, auch in abgeschwächter, symbolischer, initiatorischer oder temporärer Form. Der Befehl bringt demjenigen, der die Anweisung erhält, den direkten Tod oder, wenn er nicht gehorcht, den möglichen Tod, oder auch einen Tod, den er selbst jemandem zufügen, jemandem bringen muß. Ein Befehl des Vaters an den Sohn, "du mußt das tun", "du darfst das nicht tun", läßt sich nicht von dem kleinen Todesurteil trennen, das der Sohn in einem Punkt seiner Person empfindet. Tod, tot, das ist das einzige Urteil, und das macht aus der Verurteilung ein System. Ein Urteil. *Aber der Befehl ist auch etwas anderes*, das untrennbar damit verbunden ist, nämlich so etwas wie ein Alarmruf oder eine Fluchtmeldung. Es wäre zu einfach zu sagen, daß die Flucht eine Reaktion auf den Befehl ist; sie ist vielmehr in ihm als seine Kehrseite in einem komplexen Gefüge, als seine andere Komponente enthalten. Canetti hat zu Recht auf das Gebrüll des Löwen hingewiesen, das zugleich Flucht und Tod ausdrückt.³⁹ Der Befehl hat zwei Klänge. Der Prophet empfängt Befehle nicht nur, wenn er die Flucht ergreift, sondern auch, wenn er sich den Tod wünscht: die jüdische Prophetie hat Todeswunsch und Fluchtinstinkt mit dem göttlichen Befehl verbunden.

Wenn wir nun den ersten Aspekt des Befehls betrachten, das heißt den Tod als das in der Aussage Ausgedrückte, so sehen wir, daß er den vorherigen Anforderungen entspricht: auch wenn der Tod wesentlich auf Körper bezogen, mit Körpern verbunden ist, verdankt er seinen authentischen Charakter einer körperlosen Transformation doch seiner Unmittelbarkeit, seiner Plötzlichkeit. Was ihm vorausgeht und ihm

39. Elias Canetti, *Masse und Macht*, a.a.O. (Siehe die beiden wichtigen Kapitel "Der Befehl" und "Die Verwandlung", die sich mit den beiden Aspekten des Befehls beschäftigen, und dort vor allem S. 348-349 mit der Beschreibung der Pilgerfahrt nach Mekka und ihrem doppelt codiertem Aspekt: tödliche Versteinerung und panische Flucht.)

folgt, kann ein umfangreiches System von Handlungen und Leidenschaften sein, eine langsame Arbeit von Körpern; in sich selber ist er weder Aktion noch Passion, sondern ein reiner Akt, eine reine Transformation, die die Äußerung mit der Aussage, mit dem Befehl verschmilzt. Dieser Mann ist tot... Du bist bereits tot, wenn du den Befehl empfängst... Der Tod ist in der Tat so etwas wie eine unüber-schreitbare ideelle Grenze, die die Körper, ihre Formen und Zustände trennt, und so etwas wie eine, wenn auch initiatorische oder symbolische Bedingung, die das Subjekt erfüllen muß, um seine Form oder seinen Zustand zu ändern. In diesem Sinne spricht Canetti von einer "Entwandlung": ein Regime, das auf einem hieratischen und unbeweglichen Machthaber beruht, der jederzeit durch Konstanten Gesetze erläßt, der Verwandlungen streng verbietet oder eingrenzt, der den Gestalten klare und feste Konturen gibt, der die Formen paarweise gegenüberstellt und die Subjekte zum Sterben zwingt, um vom einen ins andere überzugehen. Ein Körper trennt und unterscheidet sich von einem anderen Körper immer durch etwas Körperloses. Da die Gestalt die Hülle eines Körpers ist, ist sie das körperlose Attribut, das ihn abgrenzt und beendet: der Tod ist die Gestalt. Durch den Tod vollendet sich ein Körper nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum; der Tod bewirkt, daß seine Linien eine Kontur bilden oder einkreisen. Es gibt ebenso tote Räume wie tote Zeiten. "Die gehäufte Entwandlung führt zu einer Reduktion der Welt. (...) Vielleicht die wichtigsten aller Verwandlungsverbote sind die *sozialen*. (...) Der Tod selbst ist zwischen Klasse und Klasse gesetzt, eine sehr ernste Grenze."⁴⁰ In einem solchen Regime erfordert jeder neue Körper sowohl die Errichtung einer entgegengesetzten Form als auch die Bildung unterschiedlicher Subjekte: der Tod ist die allgemeine körperlose Transformation, die aus der Sicht ihrer Formen und Substanzen zu allen Körpern hinzukommt (zum Beispiel kann der Partekörper sich nicht ohne eine Operation der Entwandlung und ohne die Schaffung von neuen Aktivisten, die die Eliminierung einer ersten Generation voraussetzen, verwirklichen).

Es ist richtig, daß wir hier sowohl Betrachtungen über den Inhalt wie über den Ausdruck anstellen. In dem Moment, wo die beiden Ebenen sich — wie die Regime der Körper und die Regime der Zeichen in einem Gefüge — am stärksten unterscheiden, verweisen sie auf ihre wechselseitige Voraussetzung. Die körperlose Transformation ist das, was durch Befehle ausgedrückt wird, aber auch ein Attribut von Körpern. Nicht nur die sprachlichen Variablen des Ausdrucks, sondern auch die nicht-sprachlichen Variablen des Inhalts treten wechselseitig in Beziehungen der formellen Gegenüberstellung und

40. Ebd., S. 424-427.

Unterscheidung, so daß sie Konstanten herauslösen können. Wie Hjelmslev sagt, teilt sich ein Ausdruck in der gleichen Weise in phonetische Einheiten, wie sich ein Inhalt zum Beispiel in physische, zoologische oder gesellschaftliche Einheiten teilt (das "Kalb" teilt sich in Rind-männlich-jung).⁴¹ Das Netz aus baumartigen Binaritäten kann auf beide Seiten angewendet werden. Es gibt allerdings auf den beiden Ebenen keinerlei analytische Ähnlichkeit, Korrespondenz oder Konformität. Aber ihre Unabhängigkeit schließt keinen Isomorphismus aus, das heißt die Existenz des gleichen Typus von konstanten Relationen auf beiden Seiten. Und dieser Typus von Relationen bewirkt von vornherein, daß sprachliche und nicht-sprachliche Elemente untrennbar voneinander sind, obwohl sie keine Korrespondenz aufweisen. Die Elemente des Inhalts geben den Körpervermischungen zur gleichen Zeit scharfe Konturen, wie die Elemente des Ausdrucks den nicht-körperlichen Ausdrücken eine Fähigkeit zum Urteilen und Verurteilen geben. All diese Elemente haben unterschiedliche Abstraktions- und Deterritorialisierungsgrade, aber sie bewirken bei bestimmten Befehlen oder Konturen jedesmal eine Reterritorialisierung des gesamten Gefüges. Die Bedeutung der Lehre von der synthetischen Urteilskraft liegt gerade darin, daß sie gezeigt hat, daß es eine apriorische Verbindung (Isomorphismus) von Urteil und Gestalt, von Ausdrucksform und Inhaltsform, gibt.

Aber wenn man den anderen Aspekt des Befehls betrachtet, also die Flucht und nicht den Tod, dann wird deutlich, daß die Variablen hier in einen neuen Zustand eintreten, nämlich in einen Zustand der kontinuierlichen Variation. Die Annäherung an die Grenze erscheint jetzt als körperlose Transformation, die allerdings dennoch mit Körpern verbunden bleibt: das ist der einzige Weg, den Tod zwar nicht zu eliminieren, ihn aber zu reduzieren oder aus ihm selber eine Variation zu machen. Diese Bewegung treibt die der Sprache voran und führt sie an ihre eigenen Grenzen, während zugleich die Körper von einer Bewegung der Metamorphose ihres Inhaltes oder von der Erschöpfung ergriffen werden, durch die sie die Grenze ihrer Gestalten erreichen oder überschreiten. Hier könnte man die höheren und die niederen Wissenschaften gegenüberstellen: zum Beispiel die Tendenz einer

41. Wir haben gesehen, daß Hjelmslev von einer restriktiven Voraussetzung ausgegangen ist, nämlich davon, daß die Ebene des Inhalts mit einer Art von "Signifikat" verbunden sein soll. Man hat ihm daher zu recht entgegengehalten, daß die Analyse des Inhalts, so wie er sie vorschlägt, sich weniger aus der Linguistik als aus anderen Disziplinen ergibt, wie zum Beispiel aus der Zoologie (siehe A. Martinet (Hrsg.), *Linguistik. Ein Handbuch*, übers. von I. Rehbein und S. Stelzer, Stuttgart 1973, S. 264). Aber dieser Einwand scheint sich unserer Meinung nach nur auf die restriktive Voraussetzung von Hjelmslev zu beziehen.

gebrochenen Linie zur Kurve, eine ganze operative Geometrie von Linie und Bewegung, eine pragmatische Wissenschaft der Variationen, die anders vorgeht als die Haupt- oder Königswissenschaft der Invarianten von Euklid und eine lange Geschichte der Verdächtigung und sogar der Unterdrückung hinter sich hat (wir werden auf diese Frage zurückkommen). Das kleinste Intervall ist immer teuflisch: der Meister der Verwandlungen steht dem unbeugsamen hieratischen König gegenüber. Es ist, als ob eine intensive Materie sich befreien würde, ein Kontinuum der Variation — hier in den in der Sprache enthaltenen Tensoren, dort in den im Inhalt enthaltenen Tensionen. Die Idee des kleinsten Intervalls entsteht nicht zwischen Figuren der gleichen Art, sondern impliziert zumindest die Kurve und den rechten Winkel, den Kreis und die Tangente. Man erlebt eine Transformation von Substanzen und eine Auflösung von Formen, die Annäherung an eine Grenze oder das Verwischen von Konturen, zugunsten von flüssigen Kräften, von Strömungen, von Luft, Licht und Materie, die bewirken, daß ein Körper oder ein Wort an keinem bestimmten Punkt stehenbleibt. Ein körperloses Vermögen dieser intensiven Materie, ein materielles Vermögen dieser Sprache. Eine viel unmittelbarere, flüssigere und brennendere Materie als Körper und Wörter. Bei der kontinuierlichen Variation kann man nicht einmal mehr eine Ausdrucksform und eine Inhaltsform unterscheiden, sondern nur zwei untrennbare Ebenen in wechselseitiger Voraussetzung. Jetzt hat sich die Relativität ihrer Unterscheidung auf der Konsistenzebene vollkommen verwirklicht, auf der die Deterritorialisierung absolut wird und das Gefüge fortreibt. Absolut heißt allerdings nicht undifferenziert: die "unendlich klein" gewordenen Differenzen entstehen nun in ein und derselben Materie, die dem Ausdruck als körperloses Vermögen und dem Inhalt als grenzenlose Körperlichkeit dient. Die Variablen des Inhalts und des Ausdrucks stehen nicht mehr im Verhältnis der Voraussetzung, das immer zwei Formen voraussetzt: die kontinuierliche Variierung von Variablen bewirkt vielmehr eine Annäherung der beiden Formen, eine Konjunktion von Deterritorialisierungskanten auf beiden Seiten, und zwar auf der Ebene ein und derselben befreiten, gestaltlosen Materie, die absichtlich ungeformt ist und die eben gerade nur diese Kanten, diese Tensoren oder Tensionen im Ausdruck und im Inhalt zurückbehält. Gebärden und Dinge, Stimmen und Klänge werden von derselben "Oper" erfaßt, sie werden von den wechselnden Effekten des Stotterns, des Vibrato, des Tremolo und des Überfließens mitgerissen. Ein Synthesizer variiert kontinuierlich sämtliche Parameter und bewirkt, daß nach und nach "völlig heterogene Elemente sich irgendwie ineinander verwandeln". Sobald es diese Konjunktion gibt, gibt es eine gemeinsame Materie. Nur da erreicht man die abstrakte Maschine oder das Diagramm des Gefüges. Der Synthesizer

hat die Urteilskraft ersetzt, und die Materie die Figur oder geformte Substanz. Es genügt nicht einmal mehr, einerseits energetische, physikalisch-chemische und biologische Intensitäten zu gruppieren und andererseits semiotische, informative, linguistische, ästhetische, mathematische etc. Intensitäten. Die Mannigfaltigkeit von Intensitätssystemen vereinigt und rhizomatisiert sich im gesamten Gefüge, sobald sie von diesen Vektoren oder Fluchttensionen mitgerissen wird. Denn die Frage lautet nicht: wie kann man dem Befehl entgehen, sondern wie kann man dem Todesurteil entgehen, das er beinhaltet? Wie kann man seine Fliehkraft entwickeln, wie kann man die Flucht daran hindern, sich ins Imaginäre zu wenden oder in ein schwarzes Loch zu fallen? Wie kann man die revolutionäre Potentialität eines Befehls oder Kennwortes beibehalten oder freisetzen? Hofmannsthal ruft sich das Kennwort "Deutschland, Deutschland!" zu, ein Reterritorialisierungsbedürfnis, selbst in einem "melancholischen Spiegel". Aber unter diesem Befehl versteht er einen anderen: als ob die alten deutschen "Figuren" einfache Konstanten wären, die sich jetzt verwischen, um auf ein Verhältnis zur Natur, zum Leben, zu verweisen, das um so tiefer ist, je variabler es ist — wieweit muß dieses Verhältnis zum Leben ein Entgegenstemmen sein, wieweit ein Sichfügen, wo gehört Auflehnung hin und wo Ergebung, wo ist Gleichmut am Platze und eine trockene Rede und wo Übermut und Lustbarkeit?⁴² Welche Einschnitte oder Brüche es auch geben mag, nur die kontinuierliche Variation setzt diese virtuelle Linie frei, dieses virtuelle Kontinuum des Lebens, "dies Wesentliche, dies Wirkliche hinter dem Alltäglichen". In einem Film von Herzog gibt es eine großartige Aussage. Indem die Person sich eine Frage stellt, sagt sie im Film: Wer kann eine Antwort auf diese Antwort geben? Es gibt in der Tat keine Frage, man antwortet immer nur auf Antworten. Die Antwort, die bereits in der Frage enthalten ist (Verhör, Wettbewerb, Volksentscheid etc.), erwidert man durch Fragen, die sich aus einer anderen Antwort ergeben. Ein Befehl löst wiederum einen Befehl aus. Beim Befehl muß das Leben auf die Antwort des Todes antworten, und zwar nicht mehr indem es flüchtet, sondern indem es bewirkt, daß die Flucht agiert und schöpferisch wird. Unter den Befehlen gibt es Parolen, Paßwörter. Wörter, die so etwas wie Übergänge, Komponenten des Übergangs sind, während die Befehle Stillstände, stratifizierte und organisierte Komponenten markieren. Dieselbe Sache, dasselbe Wort, hat zweifellos diese Doppelnatur: man muß eine der anderen entziehen — die Komponenten der Ordnung in Komponenten des Übergangs verwandeln.

42. Vgl. die Einzelheiten im Text bei Hugo von Hofmannsthal, "Die Briefe des Zurückgekehrten (I-V)" (1907), in *Gesammelte Werke, Prosa Bd. II*, Frankfurt 1951, S. 321-357. 3. Brief vom 9. Mai 1901, S. 336-342.